1,60 DM / Band 240
Schweiz Fr 1.70 / Österr. S 12.-

NEU

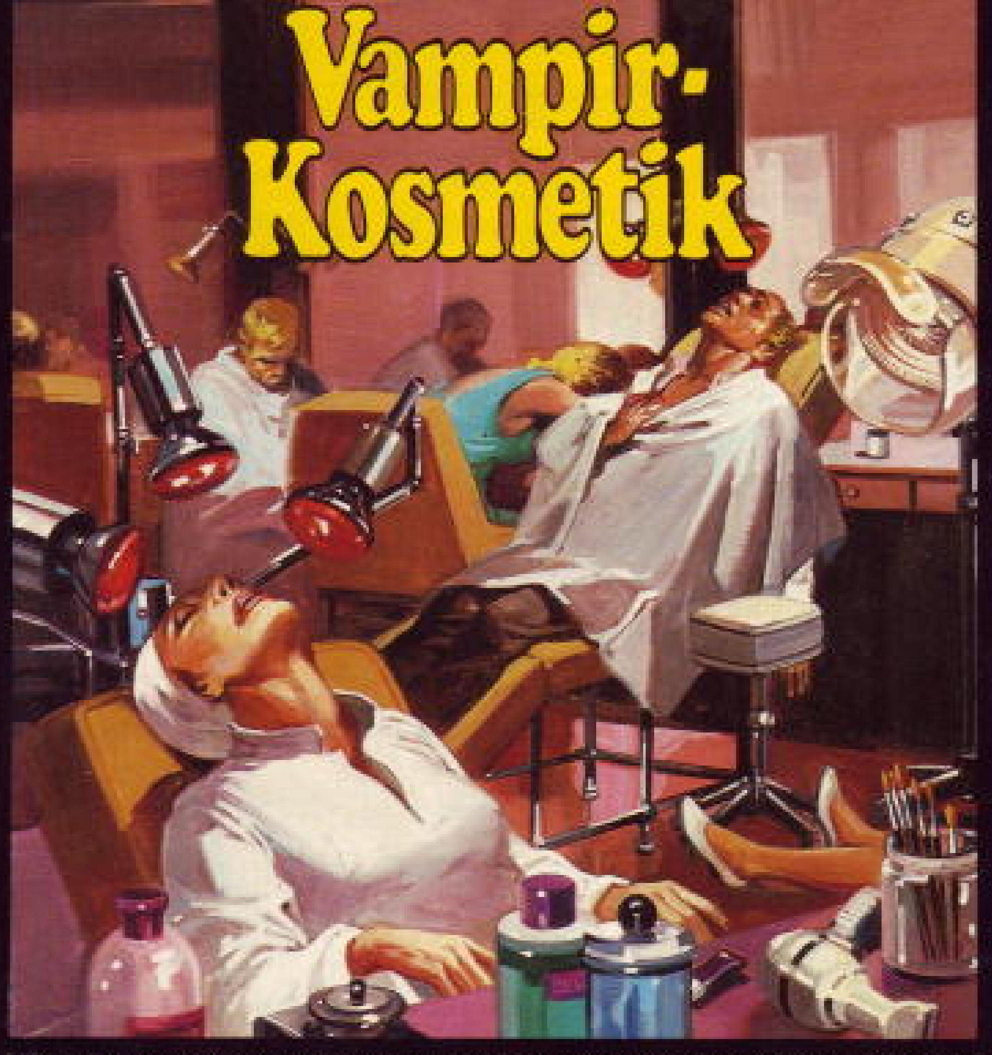
BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Vampir-Kosmetik



Belgien F 35 / Frankreich F 5.- / Italien L 1100 / Luxemburg F 35 / Niederlande f 2.- / Schweden kr 5,- inkl. m. / Spanien P 80



Vampir-Kosmetik

John Sinclair Nr. 240

von Jason Dark

erschienen am 08.02.1983

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Vampir-Kosmetik

Sie waren »in«, diese Kosmetik-Salons, weil fast alle Frauen etwas für ihre Schönheit tun wollten.

Auch Männer kamen, denn die Mädchen, die sich dort um die Kunden kümmerten, konnte man schon als kleine Schönheiten bezeichnen.

Eine kostspielige, aber völlig harmlose Sache waren die Salons. Gefährlich wurde es allerdings, wenn die Kunden nicht von Menschen bedient wurden, sondern von Geschöpfen der Finsternis.

Genauer gesagt: von Vampiren!

Clive Brutal interessierte es nur, ob dieses rothaarige zweibeinige Wesen vor ihm etwas unter dem grünen Kittel anhatte oder nicht.

Freunde von ihm waren der Meinung, daß die Mädchen unter dem Stoff nichts trugen, aber Brutal traute sich nicht, schon jetzt danach zu fragen, dafür zog er die Kleine mit seinen Blicken aus.

Die schien so etwas gewohnt zu sein, lächelte geschäftsmäßig herzlich und gleichzeitig kühl, wobei sie fragte: »Womit kann ich Ihnen behilflich sein, Sir?«

»Ich bin angemeldet.«

»Ihr Name, Sir?«

»Clive Brutal.«

Das Lächeln wurde noch um eine Spur breiter. »Natürlich, Sir. Ich erinnere mich. Sie hatten angerufen und gesagt, Sie kämen auf eine Empfehlung hin.«

»Genau.«

»Bitte, dann kommen Sie doch herein.«

Das Mädchen ließ den 52jährigen Mann eintreten. Brutal war kein schöner Mensch. Er hatte zuviel Fett angesetzt, sein Fleisch war nicht mehr straff, sondern ziemlich schwammig. Auch im Gesicht zeigten sich die ersten Altersflecken, das Haar war schütter geworden, und er leidete auch an Kurzatmigkeit.

Aber wer sich einmal zur BELLA COSMETIC'S begeben hatte, der war in guten Händen. Man ging als 50jähriger hin und fühlte sich nach einigen Behandlungen wie 30.

So lautete jedenfalls der Werbeslogan des Institutes. Clive Brutal hatte man augenzwinkernd die Spezialbehandlung empfohlen, die allein von ausgesuchten Mädchen durchgeführt wurde. Und die wollte er sich gönnen.

Brutal wurde in einen Raum geführt, in dem es sogar eine jetzt allerdings nicht besetzte Bar gab. Seltsame Flaschen standen vor den Spiegelwänden. In den Flaschen befanden sich Flüssigkeiten, mit denen Brutal nichts anfangen konnte. Er kannte sie einfach nicht.

Als das Mädchen seinen überraschten Blick bemerkte, da lachte es. »Ja, das ist eine Bar, Sir.«

»In einem Kosmetik-Salon?« Brutal schüttelte den Kopf. »Das habe ich noch nie gehört.«

Die Rothaarige war neben ihm stehengeblieben. Clive roch ihr Parfüm. Es verströmte einen frischen Duft. »Es ist auch eine besondere Bar, und zwar eine Bio-Bar.«

Brutals Augenbrauen schnellten in die Höhe. »Wie sagen Sie? Eine Bio-Bar? Himmel, gibt es so etwas denn?«

»Ja, bei uns.«

Clive schüttelte den Kopf. »Also von diesem Zeug werde ich sicherlich nichts trinken.«

»Es schmeckt besser, als es aussieht, Sir.« Die Rothaarige wurde wieder dienstlich. »Welch eine Behandlung wünschen Sie, Sir?«

Jetzt grinste Clive. Er wollte damit seine Verlegenheit überbrücken. »Mein Bekannter hat mir die Spezialbehandlung empfohlen…«

»Oh!« Die Rothaarige schien zu wissen, was sich dahinter verbarg. Sie nickte. »Dann darf ich sie dazu nur beglückwünschen, Sir.«

»Wirklich?«

»Doch, doch.«

Jetzt wurde Brutal vertraulicher. Seine kurzen Wurstfinger legten sich um den Arm des Mädchens. »Sagen Sie mal, Kleine, was steckt eigentlich hinter der Behandlung?«

»Das wissen Sie nicht?«

»Nein, davon hat mir Logan nichts erzählt. Er sagte nur, daß ich mich wundern werde.«

Das Mädchen nickte. »Ja, wundern werden Sie sich, Sir. Sogar sehr, wie ich vermute.«

»Und?«

»Lassen Sie sich überraschen. Und seien Sie stolz. Diese Behandlung bekommt nicht jeder Gast.« Sie deutete auf eine Holztür. »Darf ich Sie dann bitten.«

»Sicher, sicher…« Clive Brutal schluckte ein paarmal. Hier war er genau richtig. Und diese Spezialbehandlung schien ja der große Renner zu sein. Wenn alle Mädchen so wie diese Rothaarige waren, dann lief die Sache gut an.

Sie gingen in einen anderen Raum. Zuerst dachte Brutal daran, sich in einem Friseursalon zu befinden, denn anders sah es kaum aus. Es gab die Kippstühle, Trockenhauben, Becken für Kopfwäsche, kleine Tische, auf denen die Kosmetikbestecke lagen, sanfte Musik drang aus verborgenen Lautsprechern, Decke und Wände waren getäfelt. Das dunkle Holz stand im Gegensatz zu den zahlreichen Spiegeln, die sich ebenfalls an den Wänden befanden.

Clive Brutal war nicht der einzige Kunde in dem Salon. Etwa die Hälfte der Sessel war belegt. Und nicht nur Männer ließen hier ihre Haut überholen, auch Frauen lagen in den gekippten Sesseln, während die Mädchen zu ihren Füßen saßen und sich entweder mit den Zehen, Händen oder Gesichtern der Kunden beschäftigten.

Die Kunden hatten in kleinen Nischen Platz genommen. Sie waren so raffiniert angelegt worden, daß der eine keinen Blick in die Nische des Nachbarn werfen konnte. Jeder hatte das Gefühl, als Einzelgast hier zu sein.

Die Rothaarige blieb stehen. »Möchten Sie auch eine normale Behandlung vornehmen lassen. Mr. Brutal?«

Clive grinste. »Klar, aber später.«

»Ganz wie Sie wünschen, Sir.«

Brutal faßte das Mädchen wieder an. »Hören Sie mal, sind Sie denn für die Behandlung verantwortlich?«
Die Rothaarige in dem engen hellgrünen Kittel lachte. »Nein, ich nicht, Mr. Brutal. Ich empfange die Gäste nur.«
»Schade.«
Das Lächeln des Girls wurde wissend. »Aber machen Sie sich nichts daraus. Vielleicht lerne ich es noch, und dann könnten wir uns miteinander beschäftigen.«
»Na, das hoffe ich doch stark.«
»Wenn Sie bitte weiterkommen möchten.«
»Augenblick noch. Ist Miß Bella Benson denn nicht zu sprechen. Mein Freund teilte mir mit, daß ich mich an sie wenden könnte…«
»Leider hat Miß Benson momentan zu tun, aber Sie werden sie bestimmt kennenlernen.«
»Da freue ich…« Auf einmal sprach Clive Brutal nicht mehr weiter. Er strich über seine Augen, ließ die Hand wieder sinken, öffnete die Augen, schloß sie danach und starrte in die Richtung, wo ein großer Spiegel an der Wand hing.
»Was haben Sie, Sir?« erkundigte sich die Rothaarige. Auf einmal klang ihre Stimme nicht mehr so freundlich.
»Nichts, gar nichts…« Clive war völlig durcheinander. Das war ihm deutlich anzusehen.
»Doch, Sie haben etwas, mein Lieber.« Jetzt ließ die Rothaarige nicht locker. »Sagen Sie es!«
»Ach nein, es ist so dumm.«
»Sagen Sie es trotzdem.« Die Rothaarige hatte eine so überzeugende Stimme, daß Clive nichts anderes übrigblieb, als eine Antwort zu geben. Er wand sich verlegen. »Wissen Sie, es ist so. Ich… ich schaute in den großen Spiegel hinein, sah mich da …«
»Und?«
Brutal hob die Schultern. Er fühlte sich unbehaglich. »Na ja, und da hätte ich Sie, wo Sie doch neben mir standen, eigentlich auch sehen müssen.«
»Natürlich.«
»Aber ich sah Sie nicht. Sie hatten kein Spiegelbild!«
Für die Länge eines Lidschlages schien das Gesicht des Mädchens zu vereisen. Danach zauberte die Kleine wieder ihr Lächeln auf die Züge. »Sir!« sagte sie und legte jetzt vertrauensvoll einen Arm um die Schultern des Mannes, womit sie ihn gleichzeitig herumdrückte und in eine andere Richtung blicken ließ. »Da kann ich verstehen, daß Sie erschrocken waren und zu uns gekommen sind.«
»Was hat das denn damit zu tun?«
Das Mädchen senkte seine Stimme. »Sie brauchen wirklich eine Behandlung. Sogar eine Spezialbehandlung. Sie sind ja völlig

überstreßt, mein Lieber. Wirklich.«

Die Stimme und die Berührung lullten Clive ein. »Ja«, flüsterte er.

»Eine Spezialbehandlung, die brauche ich tatsächlich.« Er schüttelte den Kopf. »Wie dumm von mir, das alles.«

»So dürfen Sie auch nicht sprechen. Und vergessen Sie diesen Salon. Für gute Freunde haben wir etwas Besonderes.«

»Das sagte man mir.«

Die Rothaarige schaute kurz in die Runde. Sie wollte feststellen, ob jemand etwas bemerkt hatte. Das war nicht der Fall. Die einzelnen Kunden kümmerten sich nicht um den Nebenmann. Sie dachten zu sehr an sich selbst.

Die Empfangsdame sah zu, daß der neue Kunde so rasch wie möglich den Raum durchquerte und an dessen Rückseite gelangte, wo sich abermals eine Tür befand. Auf dem Schild stand PRIVAT.

»Was liegt dahinter?« fragte Brutal.

»Sie werden den anderen Teil unseres Salons kennenlernen. Dort gibt es eine Sauna, einen Massageraum, ein Ruhezimmer, auch eine kleine Bar ohne Bio-Säfte, und Sie können dort auf jegliche Art und Weise Entspannung finden.« Das Mädchen holte einen Schlüssel aus der Tasche und öffnete die Tür. »Bitte, Sir!«

Clive Brutal pfiff durch die Zähne, als er in den hinter der Tür liegenden Gang schaute. Das war eine andere Welt, die er betrat.

Rotes Licht empfing ihn. Die Lampen waren an der Decke installiert und warfen ihren Schein auf einen weichen Teppich, in dem Clive Brutal fast bis zu den Knöcheln versank. Der Teppich besaß eine beige Farbe. Durch das auf ihn fallende rote Licht schimmerte er so, als wäre er mit einem hauchdünnen Blutfilm überstrichen worden.

Einige Türen zweigten rechts und links des Ganges ab. Was sich dahinter verbarg, das wußte Clive Brutal nicht, er konnte nur raten, und seine Phantasie malte ihm da die tollsten Dinge aus. Bisher hatte er noch nie einen Schönheits-Salon betreten. Vor allen Dingen nicht so einen, der auch noch gewisse Dinge verbarg, die offiziell nie zugegeben wurden. Das war schon aufregend, und Clive spürte sein Herz schneller schlagen. Sogar seine Knie waren weich geworden, als er dem Mädchen folgte und bis zu der Tür am Ende des Ganges schritt.

Auch diese mußte erst aufgeschlossen werden. Als die Rothaarige sie geöffnet hatte, wurde Clive enttäuscht.

Vor ihm lag ein stockdunkler Raum.

»Was soll das denn?« fragte er überrascht und wunderte sich auch über die Kühle, die ihm entgegenströmte.

»Gehen Sie schon einmal weiter«, sagte die Rothaarige, »ich mache nur eben Licht.«

Zögernd schritt Clive vor. Sehr wohl war ihm dabei nicht, das mußte er ehrlich zugeben, aber er hatte einmal in den sauren Apfel gebissen

und wollte jetzt keinen Rückzieher mehr machen.

Außerdem sagte er sich, daß die Mädchen es geheimnisvoll machen mußten, denn die Sache hier durfte ja nicht auffliegen.

Es wurde tatsächlich hell.

Von der Decke her knallte ein weißer Strahl in die Mitte des Raumes und traf dort einen Stuhl.

Es war ein besonderes Sitzmöbel. Rote Polster bedeckten die Fläche. Die Rückenlehne war hoch und erinnerte an einen Ohrensessel.

Der Sessel sah ungemein bequem aus, nur paßte er nicht in den Raum; ansonsten sah Clive keinerlei andere Einrichtungsgegenstände.

Das wunderte ihn sehr. Er drehte sich um und fragte das Mädchen danach. Die Rothaarige war an der Tür stehengeblieben. Da kein Licht auf sie fiel, wirkte sie dort wie ein Schatten.

Brutal schüttelte den Kopf. »Jetzt bin ich aber noch mehr überrascht«, sprach er mit rauher Stimme. »Was ist denn nun hier los? Soll ich in diesem Raum…«

»Nein, Sir, das werden Sie nicht. Aber wir müssen vorsichtig sein, deshalb möchte ich Sie bitten, auf dem Sessel schon einmal Platz zu nehmen.«

»Und Sie?«

»Bitte, Sir, machen Sie es mir nicht unnötig schwer! Setzen Sie sich hin!«

»Seltsam finde ich das schon«, murrte Brutal. »Das hätte man mir auch sagen können.«

»Ja, es ist nicht normal, Sir. Aber wenn Sie uns zum zweiten mal besuchen kommen, werden Sie sich auf den Sessel freuen, das kann ich Ihnen sagen. Wirklich. Sie müssen verstehen, daß wir nur mit Diskretion und Vorsicht dieses Geschäft aufrecht erhalten können.«

Clive nickte. »Das merke ich langsam auch.«

»Sehen Sie. Und deshalb möchte ich Sie bitten, meine Wünsche zu erfüllen. Ihre werden anschließend auch erfüllt. Und zwar alle…« Sie hatte bei den letzten Worten einen rauchigen Klang in ihre Stimme gelegt, so daß Clive eine Gänsehaut bekam.

Clive überlegte. Gewiß war es im Interesse der Kunden, wenn man eine gewisse Vorsicht walten ließ. Er hob die Schultern, ging einige Schritte vor und setzte sich.

Es war ihm wohl aufgefallen, daß die Rothaarige an der Tür stehenblieb, aber er achtete nicht darauf. Er konnte auch nicht sehen, daß sie die Tür geschlossen hatte und jetzt ihre rechte Hand hob.

An der Wand befand sich eine schmale Leiste. Auf ihr schimmerten hell einige Knöpfe. Welche Funktionen sie erfüllten, das wußten die Kunden nicht, sondern nur die Eingeweihten.

Die Rothaarige drückte auf den obersten, nachdem sie Clive gebeten hatte, die Arme auf die Sessellehnen zu legen.

Und da geschah es.

Clive Brutal wurde völlig überrascht. Aus der Polsterung der Armlehnen schossen plötzlich stählerne Spangen, die sich gedankenschnell um seine Unterarme legten und sie festklemmten.

Wütend schrie Brutal auf. Er wollte hochspringen, bekam aber sein Hinterteil nur eine Handbreite in die Höhe, dann spürte er den reißenden Schmerz dicht über seinen Gelenken, denn die Spangen hielten ihn mit eiserner Gewalt.

Plötzlich wurde Clive Brutal klar, daß er ohne fremde Hilfe hier nicht mehr freikommen würde.

Er war ein Gefangener!

***

Seltsamerweise verspürte er nicht einmal so sehr eine große Angst, sondern Wut und Zorn.

Reingelegt hatten sie ihn. In die Falle war er gelockt worden.

Durch so ein Weib, das ihn anlächelte und es tatsächlich geschafft hatte, ihn mürbe zu machen.

Er dachte sofort an seine Frau und seine Tochter, die vielleicht im Alter der Rothaarigen war. Wenn die oder auch noch seine Geschäftsfreunde ihn sehen, würden, er wäre erledigt.

Für immer!

Das Blut war ihm in den Kopf geschossen. Sein Herz pumpte, und er versuchte mit aller Gewalt, sich von den stählernen Reifen zu befreien. Das gelang ihm jedoch nicht, sie saßen zu fest, und der Druck, den er gegen sie ausübte, erzeugte Schmerzen.

Angestrahlt wurde der Sessel. Clive konnte genau sehen, wie hart die Spangen sich um seine Gelenke klammerten. Da gelang es ihm auch nicht, sie darunter wegzuziehen, er mußte sich vorerst in sein Schicksal fügen.

Aber wenn er freikam, dann…

Nein, so durfte er nicht denken. Er konnte sehr leicht erpreßt werden, so wie er hier saß. Er war gefangen, diese Weiber konnten mit ihm machen, was sie wollten, und er hatte sich noch freiwillig in ihre Hände begeben, weil er auf den Rat eines angeblichen Freundes gehört hatte.

Er dachte an ihn.

Logan Costello, hieß er. Geschäfte hatten sie miteinander gemacht. Der Ex-und Importeur und er, der Schrotthändler. Ein paarmal hatte Costello versucht, ihm den Schrottplatz abzukaufen, doch Clive Brutal war nicht darauf eingegangen. Dieser Schrottplatz war für ihn eine Goldgrube. Mit Geld hatte man ihn nicht überzeugen können, vielleicht versuchte Costello es deshalb mit einem anderen Trick.

Er, der Sessel und das Mädchen!

Clive konnte sich vorstellen, was das für Fotos werden würden.
Dann hatte ihn Costello, dieser Lumpenhund, in der Hand.
Vielleicht stimmte es doch, was man von ihm behauptete.
Costello sollte ja ein König der Unterwelt sein. Der heimliche Herrscher von London. Rauschgift, Erpressung, Prostitution – es gab nichts, wo er seine Finger nicht mit ihm Spiel haben sollte. Bisher hatte Clive darüber hinweggehört, doch nun glaubte er, daß die Gerüchte den Tatsachen entsprachen, denn er konnte sich vorstellen, daß nur Costello ihm diese Falle gestellt hatte.
Dieser Schweinehund!
Andere hätten sicherlich in diesen Augenblicken Angst verspürt, Costello aber dachte nur an seinen Haß. Er war auf harte Art und Weise nach oben gekommen, nie hatte er Angst gekannt. Konkurrenten hatte er mit nicht ganz astreinen Methoden aus dem Weg geräumt, aber bis zur Erpressung und ähnlich schmutzigen Tricks war er nie gegangen.
Seine Gedankenkette riß, als er die Schritte des Mädchens hinter sich vernahm.
Sie kam auf ihn zu.
Auch sie hatte das verdammte Spiel mitgemacht, und sie würde sich wundern, das nahm sich Brutal vor.
Als sie ihn passierte, roch er wieder das Parfüm. Es machte ihn nicht mehr an. Vor Minuten noch hätte er sich darüber gefreut, diesmal empfand er es als widerlich.
Vor seinem Sessel blieb die Rothaarige stehen. In einer provozierenden Haltung hatte sie sich vor ihm aufgebaut, wühlte ihr Haar mit fünf Fingern hoch, und Clive erkannte, daß es gefärbt war.
Der eigentliche Ton zeigte eine hellere Farbe.
»Hau ab, du Schlampe!« zischte er wütend. »Wenn du denkst, daß du mich hereinlegen kannst, dann hast du dich geschnitten. So leicht lasse ich mich nicht fertigmachen. Und wenn ich wieder hier rauskomme, verschwinde sehr schnell aus London, den Rat kann ich dir noch geben.«
»Sie werden dieses Haus nicht mehr als Lebender verlassen«, erklärte ihm das Girl.
Ihre Stimme klang nüchtern, völlig emotionslos, und sie lächelte sogar dabei.
Diesmal allerdings ein wenig breiter. Ihre Zähne schimmerten, und der Mann glaubte links und rechts am Oberkiefer zwei längere Zähne zu bemerken.
Clive Brutal holte tief Atem. »Wie war das?« fragte er krächzend nach. »Was hast du gesagt?«
»Sie werden dieses Haus nicht mehr lebend verlassen. Haben Sie mich nicht verstanden?«

»Ja!« keuchte er. »Ich habe dich verstanden. Aber wer will mich umbringen?«

»Ich und die anderen.«

»Du kleine Nutte?« Er lachte heiser auf. »Das glaube ich dir nicht. Das wagst du nicht.«

»Sie wären nicht der erste«, wurde ihm cool geantwortet, und gleichzeitig verschwand die Hand der Rothaarigen in der rechten Kitteltasche. Für einen Moment ließ sie die Finger dort. Als sie die Hand wieder hervorzog, hielt sie etwas fest, das der Mann im ersten Augenblick nicht erkennen konnte.

Als das Mädchen den Gegenstand jedoch aufklappte, das sah Clive, was sie hervorgeholte hatte, und der Schweiß trat ihm urplötzlich auf die Stirn.

Das Mädchen vor ihm hielt ein Rasiermesser in der Hand!

Im ersten Augenblick konnte Clive Brutal nicht reden. Er war geschafft. Dieser Anblick stach in seinen Körper, er ging ihm unter die Haut, und ihm fiel ein, daß er praktisch wehrlos vor diesem Girl saß, das mit einem Rasiermesser spielte, wobei es die Waffe so hielt, daß sich der von der Decke fallende Schein auf der Klinge spiegelte und einen blitzenden Reflex erzeugte.

Da wußte Brutal, daß es ernst würde.

Sein Magen zog sich zusammen. Bisher hatte er nicht so recht daran glauben wollen, doch nun sah er die Sache völlig anders.

Er bekam Angst…

Die Rothaarige lachte leise, als sie einen Schritt zur Seite ging, so daß ihre Gestalt im Dunkeln lag. Dann aber schob sich die rechte Hand wieder hervor und mit ihr das Messer.

Clive hielt den Atem an. Er schielte auf die gefährliche Klinge, die nicht einmal vibrierte, so sehr hatte sich das Mädchen unter Kontrolle. Nein, das konnte kein Mensch sein. Jeder andere hätte gezittert, aber sie nicht.

Clive Brutal drückte seinen Kopf zurück. Er wollte dieser Klinge entkommen, doch sehr schnell stellte er fest, daß die Rückenlehne des Sessels nicht umsonst so hoch gebaut worden war.

Sie stoppte ihn.

Dann spürte er den Stahl an seiner Kehle.

Diese Berührung traf ihn wie ein Schock. Er vereiste innerlich.

Die Angst steigerte sich noch, und er saß so starr, als hätte man ihn zusätzlich auf dem Stuhl festgeleimt.

Nur durch den offenen Mund atmete er. Der Speichel hatte sich an den Rändern gesammelt und rann über seine Lippen, wobei er am Kinn entlangfloß.

Auf seinem Gesicht lag eine Gänsehaut, die allmählich tiefer wanderte und seinen gesamten Körper erfaßte.

Kalter Stahl auf heißer Haut. So fühlte er die Berührung, und er saß weiterhin verkrampft da.

Kaum verstand er, was die flüsternde Stimme des Mädchens zu ihm sagte. »Ich könnte dich töten, Alter. Einfach killen. Ich brauchte das Messer nur umzudrehen und es von rechts nach links zu ziehen. Aber das würden mir meine Freundinnen nie verzeihen, deshalb lasse ich dich am Leben, Alter.«

»Dann… dann kann ich hier weg?« fragte der Mann krächzend.

»Das habe ich damit nicht gesagt. Ich meinte nur, daß ich dich am Leben lasse. Was später geschieht, wirst du noch alles genau mitbekommen. Warte nur ab.«

Im nächsten Augenblick war das Messer wieder von der Kehle des Mannes verschwunden, und Clive atmete erleichtert auf. Er hörte die sich entfernenden Schritte, lauschte ihnen nach und stellte fest, daß die Rothaarige in Richtung Tür lief.

Wollte sie ihn allein zurücklassen? Als Beute für ihre Freundinnen? »He«, krächzte er. »Wo wollen Sie denn hin? Sie können mich doch nicht einfach…«

Ein Summton unterbrach ihn.

Das Mädchen stand an der Tür. Ihr Finger hatte wieder einen Knopf gefunden, den sie nun nach unten drückte.

Es geschah so schnell, daß Clive Brutal davon überrascht wurde und nicht einmal einen Schrei ausstieß.

Plötzlich öffnete sich unter ihm der Boden, und wie eine Rakete raste er mitsamt dem Sessel schräg in eine dunkle, unbekannte Tiefe…

***

Wir hatten einen Sieg errungen! Einen wirklichen Triumph, wie selbst unser Chef, Sir James Powell, festgestellt hatte, und das sollte bei ihm schon etwas heißen.

Izzi existierte nicht mehr.

Ich hatte den Höllenwurm vernichtet. Mein silberner Bumerang hatte den gewaltigen Körper praktisch in zwei Teile geschlagen, und der Höllenwurm hatte sich in einen Schleimsee aufgelöst.[1]

Auch gegen Belphegor war uns ein Sieg gelungen. Suko hatte diesen Dämon mit seiner Dämonenpeitsche zerschlagen. Allerdings wußten wir nicht, ob er endgültig vernichtet war. Nachdem die Lederkleidung des Hexers mit der Flammenpeitsche zerstört wurde, hatte Suko gesehen, daß Belphegor nicht mehr derselbe war wie früher. Seine Gestalt hatte sich aus zahlreichen winzigen Würmern zusammengesetzt, und Teile des Körpers waren praktisch vor Sukos Augen weggewandert. Der Chinese glaubte, daß in jedem Wurm der Keim des Bösen steckte, und daß wir von Belphégor noch etwas hören würden.

Den Gedanken allerdings verdrängte ich. Erst einmal hatte Belphegor genug mit sich selbst zu tun.

Und auch eine weitere Gefahr war gebannt.

Izzi hatte das magische Pendel besessen, mit dem er die finstersten Erdgeister beschwören konnte. Dieses geheimnisvolle Pendel befand sich nun im Besitz eines anderen.

Der Eiserne Engel hatte es an sich genommen. Bei ihm war das Pendel ausgezeichnet aufgehoben.

Nach dem Fall waren wir nicht nach Paris zurückgekehrt. Tanith, die Wahrsagerin, fuhr allein. Wir flogen von Genf aus nach London, ruhten uns dort einen Tag aus, nachdem sich Sir James unseren Bericht angehört hatte. Und jetzt saßen wir in unserem gemeinsamen Büro.

In London war es längst Herbst geworden. In den zahlreichen Parks lagen die bunten Blätter auf dem Rasen und schimmerten in allen möglichen Farben.

Ein trüber Himmel lag über der Stadt, in der Frühe gab es Nebel, und ein herbstlich kühler Wind wehte durch die Straßen. Ohne Mantel konnte man nicht mehr gehen.

Während unserer Abwesenheit war es in London ruhig geblieben. Auch aus anderen Teilen der Welt erreichten uns keine alarmierenden Nachrichten, so daß wir eigentlich einen ruhigen Tag vor uns hatten, doch den wollte ich mir nicht machen.

Ich fühlte mich aktiv wie selten. Meine Schulterwunde war auch gut verheilt, und ich nahm mir das Thema vor, das mich am meisten interessierte.

Jane Collins!

Die ehemalige Detektivin kämpfte nicht mehr an unserer Seite.

Den Kräften der Schwarzen Magie war es gelungen, sie an sich zu reißen. Der Geist des Rippers war in sie gefahren, es mußte einen Seelenaustausch gegeben haben, und nun stand Jane gegen uns. Zudem war es Wikka, der Oberhexe, gelungen, die Detektivin auf ihre Seite zu ziehen. Jane kämpfte jetzt für sie, und sie verfolgte all das, wofür sie früher eingetreten war, mit glühendem Haß.

Auch mich und meine Sekretärin Glenda Perkins, wie Jane bereits unter Beweis gestellt hatte.[2]

Wir hatten erfahren, daß sie die Miete für Wohnung und Büro im voraus beglichen hatte. Und zwar für die Dauer eines Jahres, so daß die Räume nicht leergeräumt wurden.

Das gereichte uns nur zum Vorteil, denn hin und wieder fuhr ich zur Wohnung und schaute mir Unterlagen an.

Ich wollte ein Indiz oder eine Spur finden, die mich vielleicht zu Jane führte. Es wollte mir nicht in den Sinn, daß alles so schnell abgelaufen war, vielleicht hatte Wikka Jane Collins schon vorher beobachtet und

observieren lassen, um dann zuzuschlagen. Oder sie hatte ihr eine geschickte Falle gestellt. Jane war schließlich Privatdetektivin. Da konnte es sehr leicht sein, daß ein von Wikka gelenktes Wesen bei ihr aufkreuzte und sie präparierte.

Suko hielt zwar nicht viel von meinen Plänen, doch was ich mir einmal in den Kopf gesetzt hatte, das führte ich auch durch. Ich holte mir Janes Unterlagen aus ihrem Büro und schaffte sie in das unsere. Es war ein Berg von Akten. Ich stapelte sie auf und neben meinem Schreibtisch, worüber Suko nur den Kopf schüttelte und folgendes bemerkte: »Wenn das einer sieht, der glaubt, daß du mit den Akten und Aufarbeitungen der normalen Fälle noch nicht ausgelastet bist.«

Ich grinste hintergründig. »Deshalb habe ich Glenda ja auch Bescheid gegeben, keinen zu uns vorzulassen. War das in deinem Sinne?«

Suko verdrehte die Augen. »Bleibt mir ja nichts anderes übrig, wo wir gemeinsam ein Büro bewohnen.«

»Vielleicht wird sich das bald ändern.«

»Willst du kündigen?«

Ich schüttelte den Kopf. »Nein, nur umziehen. Bei uns wird doch gebaut. Vielleicht können wir in einem Trakt…«

»Umgebaut, John, umgebaut. Und die Büros sind mehr für die Knechte der Verwaltung, nicht für uns.«

»Weißt du das genau?«

»Ja, ich habe es gehört. Außerdem sind wir sowieso meist auf Achse. Da brauchen wir keine zwei Räume. Gespart wird eben überall.«

Für mich war das Thema damit erledigt, und ich wandte mich wieder meinen Akten zu.

Jane hatte in ihrem Büro Ordnung gehabt. Alles lag übersichtlich an seinem Platz, ich brauchte es nur wegzunehmen. Der Reihe nach ging ich die Fälle durch. Von allen lagen schriftliche Aufzeichnungen vor. Manche sehr ausführlich angefertigt, andere nur so dahingetippt. Sie warteten sicherlich noch auf eine Reinschrift.

Die ganz alten Fälle ließ ich außer acht. Sie interessierten keinen mehr. Die neuen waren wichtiger.

Und da stach mir ein Name ins Auge.

May Fuller!

Sie tauchte nicht als eine negative Figur auf, sondern als Klientin.

Jane hatte sich mit ihr beschäftigen sollen.

Ich blätterte weiter, fand nichts über May Fuller, aber auf der vierten Seite stand wieder etwas.

May redet von Vampiren?

Diese Notiz mit dem Fragezeichen dahinter schreckte mich aus meiner relativen Ruhe. Ich hob den Kopf, fuhr durch mein Haar am Nacken und begegnete Sukos Blick.

»Was ist?« fragte mein Freund und Kollege. »Eine heiße Spur?«

»Kann ich noch nicht sagen.« Ich drehte das Blatt um und schob es Suko rüber.

Der Inspektor las.

»Was sagst du dazu, Alter?«

»Das hat Jane geschrieben, bevor sie in die Klauen der Oberhexe Wikka geriet.«

»Ja, man kann es am Datum erkennen.«

»Glaubst du, daß diese May Fuller ein Vampir ist?« fragte mich mein Partner.

Ich hob die Schultern. »Das hatte Jane noch nicht herausbekommen.«

»Und sie hat auch nicht mit dir darüber gesprochen?«

»Nein. Dann hätte mir der Name ja etwas gesagt.«

Suko runzelte die Stirn. »Ist schon einige Zeit her, nicht wahr. Ob wir da noch eine Spur finden?«

»Das ist die Frage.« Ich nahm den Zettel wieder an mich und tippte mit dem Finger dorthin, wo der Satz stand. »Den Namen haben wir bereits, und das ist immerhin eine Spur. Ich werde sie auf jeden Fall verfolgen.« Nach diesem Entschluß drehte ich meinen Stuhl, stand auf und holte mir die dicken Telefonbücher hervor, in dem alle Anschlüsse Groß-Londons vertreten waren. Die Wälzer verteilte ich auf Sukos und meinem Schreibtisch. »Komm, Dicker, sei ein Freund und hilf mir mal.«

»Du verlangst viel.«

»Aber nichts Unmögliches.«

»Na denn«, sagte Suko und schlug das erste Buch auf. Nie hätten wir gedacht, daß es in London so viele Fullers gab. Das war eine Liste von fast 200 Namen, die schließlich vor uns lag, und als wir sie durchgegangen waren, war der Vormittag schon vorbei.

Beide schwitzten wir. Suko schüttelte den Kopf. »Willst du die alle anrufen?«

Ich nickte.

»Meine Güte, das ist eine Arbeit.«

»Wieso? Vielleicht haben wir Glück, und es meldet sich jemand nach dem zehnten Anruf, der Bescheid weiß. Wir nehmen uns erst einmal alle May Fullers vor, das sind ja nur zwölf, und wir schaffen dies noch vor dem Essen.«

Ich will es vorwegnehmen, wir hatten Pech. Allerdings wurde bei drei Anrufen überhaupt nicht abgehoben. Danach verschwanden wir in der Kantine, aßen etwas Undefinierbares und machten uns anschließend wieder an die Arbeit.

Eine Stunde lang vertelefonierten wir nutzlos die Gelder der Steuerzahler, dann zeigte sich der erste Erfolg.

Ich hatte ihn.

Ein Mann fragte mich mit ziemlich barscher Stimme, was ich von

seiner Tochter wollte.

Zuvor hatte ich mich nicht mit meinem Dienstgrad gemeldet, das holte ich nun nach.

»Polizei?«

»Ja, Mr. Fuller, und ich hätte gern mit ihrer Tochter May gesprochen.«

»Worum geht es denn?«

»Um nichts Schlimmes. Es ist eine Zeugensache, über die ich mit ihr reden will.«

»Da sind Sie bei mir falsch. Dieses Miststück ist vor einigen Monaten ausgezogen und hat ihren arbeitslosen Alten sitzen lassen. Undankbares Weibstück, wie ihre Mutter.«

»Das tut mir leid für Sie, Mr. Fuller. Aber können Sie mir sagen, wo ich Ihre Tochter finde?«

»Die neue Adresse?«

»Ja, die meine ich.«

Er nannte sie mir, und ich schrieb sie auf. Sie lag nicht einmal allzuweit entfernt von der Victoria Street.

»Aber dort werden Sie May kaum antreffen, Meister, die ist immer auf Achse. Ich habe es ein paarmal versucht. Nie ging jemand, ans Telefon.«

»Haben Sie Ihre Tochter nach dem Auszug noch einmal gesehen?« hakte ich nach.

»Einmal in der Stadt. Wir trafen uns zufällig. Sie tat aber, als würde sie mich nicht kennen. Zudem war sie in Begleitung einer schwarzhaarigen Puppe. Ich habe sie auch nicht angesprochen. Mehr kann ich Ihnen nicht sagen.«

»Danke sehr, das genügt mir. Sie haben uns sehr damit geholfen.«

»Kann ich mir auch nichts für kaufen.« Der verbitterte Mann legte auf, und ich hob die Hand, ein Zeichen, daß Suko nicht mehr weiterzusuchen brauchte.

»Hast du sie?« fragte er.

»Wahrscheinlich.«

»Das waren ja weniger als 50 Telefonate.«

»So genau habe ich nicht gezählt.«

»Aber ich. Was ist denn los?«

Ich berichtete Suko, was mir Fuller am Telefon durchgegeben hatte.

»Und wo wohnt sie?«

»Noel Street«, sagte ich.

»Das ist nicht weit von der Oxford Street entfernt. Muß in Soho sein, oder?«

»Ist es auch.«

»Willst du hin?«

»Natürlich, obwohl ich Pech haben werde. Tagsüber scheint sie nicht

zu Hause zu sein.«

»Dann versuche es doch mal am Abend.«

Ich lächelte. »Genau das habe ich mir vorgenommen, mein Lieber. Je später der Abend, um so netter die Gäste.«

»Du meinst doch wohl dich nicht damit«, stichelte der Inspektor.

Ich schaute ihn erstaunt an. »Wen denn sonst?«

***

Der Fall nach unten war rasant. Zuerst war Clive Brutal der Magen fast in die Kehle gehüpft, dann jagte er in die Tiefe und kam sich vor wie auf einer Rutschbahn, die in die Hölle führte.

Aber diese hatte ein Ende.

Ruckartig stoppte der Stuhl, der auf zwei Schienen in die Tiefe gerast war, und der Mann wurde nach vorn geschleudert, doch von den Klammern gehalten, so daß sie hart in seine Gelenke schnitten.

Die dabei entstehende Schmerzwelle raste bis in die Schultern des Gefesselten hoch, und er krümmte seinen Oberkörper.

Das ihn umgebende Umfeld nahm er in den nächsten Sekunden überhaupt nicht wahr, er hatte genug mit sich selbst zu tun und preßte sich dann wieder gegen die Rückenlehne des Sitzes.

In dieser Haltung blieb er.

Tief, beinahe röchelnd waren seine Atemzüge zu nennen, die aus seinem Mund drangen. Er hatte einen Schock bekommen. Zuerst das gefährliche Rasiermesser an seiner Kehle, dann diese mörderische Fahrt in die Tiefe, das konnte er nicht so leicht verkraften.

Nachdem der Atem nicht mehr so schwer über seine Lippen floß und sich der Herzschlag auch wieder stabilisiert hatte, schaute er sich erst einmal um.

Obwohl er die Augen so weit aufriß wie nur möglich, sah er nichts. Um ihn herum war es stockdunkel wie in einem Grab. Absolut finster. Nicht einmal die berühmte Hand konnte er von seinen Augen sehen. Außerdem hätte er sie nicht anheben können.

Noch etwas fiel ihm auf – die Kälte.

Ja, es war kalt. Kühl und feucht, wie man es von alten Kellern her gewohnt war. Als Kind hatte Clive Brutal in einer Souterainwohnung gelebt, sie war immer feucht gewesen, und in diesem Keller roch es so ähnlich wie damals.

Außerdem lag es auf der Hand, daß man ihn in einen Keller geschafft hatte, die seltsame Reise war schließlich abwärts gegangen.

Aber was wollte man von ihm?

Er dachte an die Rothaarige. Sie hatte ihm versprochen, daß er getötet werden sollte. Allerdings nicht von ihr, sondern von anderen. Lauerten seine Mörder oder Mörderinnen vielleicht in diesem feuchten Keller?

Der Gedanke daran war gar nicht mal so abwegig, obwohl er nichts hörte und erst recht nichts sah.

Allmählich hatte Clive seinen ersten Schock überwunden, und die wahre Natur wurde an die Oberfläche gespült. Verdammt, er war jetzt 52 Jahre alt, hatte sich ein Geschäft aufgebaut, das ihn und seine Mitarbeiter gut ernährte. Er hatte der Konkurrenz getrotzt, allen Stürmen des Geschäftslebens widerstanden, und er wollte sich nicht auf so billige Art und Weise fertigmachen lassen.

Nein, mit ihm nicht!

Von allein konnte er sich nicht befreien, wenigstens sah er da keine Chance, aber er wollte seine nähere Umgebung erkunden, soweit es ihm möglich war.

Die Arme konnte er nicht mehr bewegen, dafür die Beine. Er kantete die Füße rechts und links weg und spürte an beiden Seiten gleichzeitig den Widerstand.

Zunächst war die Berührung nur sacht gewesen, doch Clive Brutal holte kurz aus und prellte seine Füße wieder gegen den Widerstand. Holz war das nicht, das sich ihm da in den Weg stellte, er hatte Erfahrungen mit Materialien, wogegen er gestoßen war, das klang ihm sehr nach Metall.

Clive ruckte so weit auf seinem Sessel vor, wie es möglich war.

Als er die Beine ausgestreckt hielt, fühlte er auch weiterhin den Widerstand, und es war der gleiche geblieben.

Metall, dem Klang nach zu urteilen. Da gab es eigentlich nur eine Lösung.

Schienen!

Ja, vor ihm lag eine Schiene!

Und auf einer Schiene war bestimmt auch der Stuhl in die Tiefe gerutscht, so war diese Schiene vor ihm eine Fortführung der Schräge. Wenn er weiterdachte, kam er zu dem Entschluß, daß dies hier nicht das Ende sein konnte. Der seltsame Sessel würde sicherlich innerhalb des Kellers fortbewegt. Eine Automatik mußte ihn führen.

Aber noch stand er still, die anderen ließen ihn schmoren, sie wußten ja, daß er sich nicht befreien konnte.

Abermals überschwemmten ihn Wut und Zorn. Er öffnete den Mund und schrie: »Verdammt, kommt doch her, ihr verfluchten Weiber! Los, kommt, zeigt euch!«

Seine Stimme war sowieso schon laut, und sie wurde noch lauter, als sie als schauriges Echo durch den Keller hallte, das sich irgendwann einmal verlor.

Clive war in Schweiß gebadet nach diesem ersten Ausbruchversuch. Auch der Klang seiner Stimme hatte sich verflüchtigt, und er schüttelte ein paarmal den Kopf.

Niemand schien ihn gehört zu haben. Wenigstens zeigte sich keiner.

Er starrte in die Dunkelheit hinein, in einen stockfinsteren Tunnel, der ihn umgab und ihm vorkam, wie ein gewaltiges schwarzes Loch.

Plötzlich ruckte der Sessel.

Davon wurde Clive Brutal so überrascht, daß er im ersten Augenblick steif sitzenblieb und den Atem anhielt. Er glaubte auch an eine Täuschung, da der Sessel wieder stillstand, doch wenige Sekunden später bebte er erneut.

Und er blieb auch nicht auf seinem Platz.

Als würden ihn unsichtbare Hände anschieben, so glitt er langsam nach vorn.

Nicht sehr sanft, sondern mit Schwingungen verbunden und an einigen Stellen auch ruckweise, aber die Fahrt war nicht mehr aufzuhalten, wenigstens nicht von Clive Brutal.

Er fühlte sich in diesen Momenten noch hilfloser als zuvor. Auch versuchte er, seine Füße gegen den Boden zu stemmen, um den Sessel aufzuhalten, damit hatte er keinen Erfolg. Gegen die mechanische Kraft kam er nicht an.

Und es veränderte sich noch etwas.

Vor sich sah er ein Licht.

Zuerst schimmerte es nur in seiner direkten Sichtlinie, war nicht mehr als ein Fleck, dann breitete es sich aus, und der Mann bekam mit, wie vor ihm, etwa in Deckenhöhe, an bestimmten Stellen kleine, grüne Lampen angingen.

Der Reihe nach glühten sie auf, und sie verbreiteten einen geisterhaften Schein, der gerade noch den Boden erreichte, so daß Clive Brutal den Schienenstrang erkennen konnte, der vor ihm in einen feuchten Gang hineinstieß.

Er sah rechts und links das Gemäuer, als er in den Gang hineinfuhr. Es war Felsgestein, mit einer feuchten Schicht überzogen und moosigen Streifen zwischen Spalten und Fugen.

Allmählich stieg die Angst in ihm hoch.

Das Ende des Ganges konnte er nicht erkennen. Dieser Tunnel schien in der Unendlichkeit zu münden, und er strömte das Grauen der Hölle aus. Der Mann spürte die Atmosphäre der Angst, die innerhalb des Tunnels lag. Er konnte sie nicht fassen, nicht greifen, aber auch nicht dagegen ankämpfen, sie umkrallte, ihn unsichtbar, und er hatte das Gefühl, als würde der Sessel von seiner eigenen Angst vorangetrieben.

Weiter, immer weiter…

Hin und wieder flackerten die Lampen, schufen ein gespenstisches Halbdunkel.

Auch glaubte er, jemand röcheln zu hören, schwere Atemzüge, angstvoll, beklemmend, bis er feststellte, daß es seine eigenen waren.

Tiefer fuhr er in den grünen Tunnel hinein, an dessen Ende nur eins auf ihn warten konnte.

Der Tod!

War da nicht eine Bewegung? Er strengte seine Augen an, schaute nach vorn und hatte sich nicht getäuscht.

Da stand jemand.

Clive Brutal versteifte auf seinem Sitz. Sein Körper zog sich zusammen, eine Gänsehaut kroch über ihn, die Härchen im Nacken stellten sich aufrecht, während er wie gebannt auf die Gestalt starrte, die nur auf ihn wartete.

Es war eine Frau!

Wie schon die Rothaarige trug auch sie einen Kittel. Wahrscheinlich in grün, aber das war in dem grünen Licht nicht so genau auszumachen. Auch die Haut der Frau schimmerte in dieser fahlen Farbe, wirkte dabei sehr bleich und als das Weib seinen Mund öffnete, war Clive Brutal so nahe bereits herangekommen, daß er die spitzen Zähne rechts und links im Oberkiefer sehen konnte.

Das war ein Vampir!

Namenlos war das Entsetzen, das den Mann umklammerte.

Hände aus Eis schienen sein Herz zu umfassen. Er konnte keinen Blick von dieser Frau abwenden, die plötzlich in die Tasche griff und wie die Rothaarige ebenfalls ein Rasiermesser hervorholte.

Genüßlich klappte sie es auf…

Zum erstenmal vernahm Clive Brutal die Stimme. Rauh klang sie ihm entgegen. Rauh und auch gierig.

»Du wolltest doch eine Spezialbehandlung, mein Freund. Nicht wahr, die wolltest du doch. Sex und nochmals Sex! Jetzt bekommst du das, was wir darunter verstehen…«

Ihr Lachen schallte ihm entgegen. Der Tunnel war angefüllt davon, während der Sessel den Mann unaufhaltsam in sein Verderben transportierte…

***

Wenn man viel Sprit im Tank hat, dann kann man versuchen, in Soho einen Parkplatz zu finden. Ich meine damit einen Laternenparkplatz am Straßenrand. Ansonsten sollte man die Parkplatzsuche vergessen und lieber mit der U-Bahn fahren oder auf Parkplätze und Unterstände ausweichen, die gebührenpflichtig sind.

Ich hatte meinen Wagen mitgenommen und fuhr die Tiefgarage in der Poland Street an. Darüber befindet sich ein Haus mit Geschäften.

Eine freie Box fand ich in der untersten Etage. Mit dem Aufzug konnte ich nicht hoch. Er war defekt. Also ging ich die Treppen zu Fuß.

Weit hatte ich es nicht bis zur Noel Street. Die nächste Querstraße rechts.

Es war später Nachmittag oder früher Abend, die Geschäfte waren

noch nicht geschlossen, und den Trubel in Soho konnte man wieder als beeindruckend bezeichnen. Was sich da noch alles auf der Straße herumtrieb, war wirklich unwahrscheinlich.

Ich kannte zwar die Noel Street, aber nicht das Haus, in dem May Fuller wohnte oder gewohnt hatte. Da mußte man ja wohl ein wenig unterscheiden.

Zu den älteren Bauwerken gehörte es jedenfalls nicht. Aus diesem Grunde hob es sich auch von den anderen ab, die sich sonst in der Straße befanden. Als ich vor dem Gebäude stehenblieb, an der Fassade hochschaute und die zahlreichen Fenster sah, dachte ich sofort an Apartmentwohnungen, die in dem Haus ihren Platz gefunden haben mußten.

Ein Eingang war ebenfalls vorhanden, und ich entdeckte auch eine Klingel.

May Fuller stand auf einem kleinen Schild.

Ich machte es offiziell und schellte. Es rührte sich nichts. Der Vater schien mich nicht angelogen zu haben, May Fuller war wohl nicht zu Hause. Allerdings wollte ich mir gern ihre Wohnung anschauen. Dazu mußte ich ins Haus. Noch bevor ich bei einem anderen Nachbarn klingeln konnte, damit er mir die Tür öffnete, wurde sie bereits aufgezogen, und ich sah mich einem Mann im grauen Kittel gegenüber, der mich fragend aus seinen braunen Augen anschaute. Die Augen hatten die gleiche Farbe wie der Schnauzbart.

»Sind Sie der Hausmeister?« fragte ich sofort und erntete ein Nicken.

»Polizei.«

Der Mann erschrak, ging einen Schritt zurück, machte mir somit Platz und fragte: »Ist was passiert?«

Ich schüttelte den Kopf. »Noch nicht, aber ich hätte gern mit May Fuller gesprochen.«

Der Mann lehnte sich gegen die Wand. Er machte eine abwertende Handbewegung, bevor er sagte: »Ach die.«

»Was ist mit ihr?«

»Die ist nie zu Hause, Sir. Oder nur abends oder nachts. Dann schleicht sie immer ins Haus.«

»Wieso?«

»Weiß ich doch nicht, aber die Miete wird pünktlich bezahlt.« Er schaute mich mißtrauisch an. »Sind Sie überhaupt ein Bulle?«

»Wieso, habe ich Hörner?« Ich mochte das Wort Bulle nicht und zeigte meinen Ausweis.

»Schon gut, Sir, aber Sie sind nicht der erste, der nach ihr gefragt hat.«

»Wer denn noch?«

»Zwei Typen. Das war sogar heute. Kamen mir aalglatt vor, machten aber nicht den Eindruck von Gangstern.«

»Sondern?«
»Kann ich nicht sagen.«
»Was haben Sie den Leuten denn gesagt?«
»Das gleiche wie Ihnen.«
»Sind Sie gegangen?«
»Ja, nehme ich an.«
»Sie haben die beiden also nicht in die Wohnung gelassen?« hakte ich nach. Da wurde er rot. Also doch. Wahrscheinlich hatte man ihm einen Schein zugesteckt. Für mich wurde der Fall und die Person May Fuller immer mysteriöser. »Geben Sie mir den Schlüssel zu der Wohnung.«
»Aber Sir, ich…«
»Hören Sie mal zu, Meister. Ich will überhört haben, daß Sie die beiden anderen in die Wohnung…«
»Ja, ja, schon gut.« Er drehte sich zur Seite, kramte in seiner Tasche und holte einen Bund mit Schlüsseln hervor, von dem er einen flachen löste. Den drückte er mir in die offene Handfläche.
Ich bedankte mich mit einem Kopfnicken, ging den schmalen Flur weiter hinunter, der sich zu einer kleinen Halle hin öffnete, wo ich auch die Fahrstühle fand.
Der rechte war frei.
May Fuller wohnte, das hatte ich auf dem Klingelschild gesehen, in der dritten Etage. Es war kein sehr neues Haus. Man sah es an den Wänden, die zum Teil mit Kritzeleien beschmiert waren. Auch der Sisalteppich auf dem Boden zeigte Schmutzflecken.
May Fuller wohnte etwa in der Mitte. Vor der Tür blieb ich stehen und schob erst dann den Schlüssel ins Schloß, nachdem ich mich davon überzeugt hatte, daß die Luft rein war.
Die Tür quietschte nicht in den Angern, als ich sie nach innen drückte. Sie schabte nur mit der Unterkante ein wenig über den in der schmalen Diele liegenden Teppich.
In der Wohnung war es dunkel. Als ich die Tür schloß, schaltete ich auch das Licht ein.
Sofort erkannte ich, daß man die Wohnung durchsucht hatte. Das fing schon in der Diele an. Bei einem kleinen Schrank standen die Schubladen offen, ein Mantel lag am Boden, und die Türen zu den Nachbarräumen standen bis auf eine offen.
Ich fand das Badezimmer, schaute kurz nach, fand es jedoch leer.
Überall lag Staub, es roch feucht. Das Zimmer hatte kein Fenster.
Nur ein Abzug befand sich unter der Decke. An der unteren Seite des Gitters klebte Schmutz.
Es gab noch zwei weitere Räume. Ich geriet in den Wohnraum, der gleichzeitig auch als Küche diente. Auch hier war alles durchsucht worden, zudem hatte jemand die Jalousien vor die Fenster gezogen, so

daß kaum Tageslicht eindrang.

Ich kippte die Lamellen hoch. Graues Dämmerlicht drang in Streifen in den Raum und legte ein Muster auf das Chaos. Mitten im Zimmer blieb ich stehen. Es war eine Angewohnheit von mir, denn nur so konnte ich am besten die Atmosphäre des Raumes in mich aufnehmen.

Die Wohnung gefiel mir nicht. Das lag nicht nur allein daran, daß sie durchsucht worden war, im allgemeinen war sie mir verdächtig.

Sie machte zwar einen unbewohnten Eindruck, und doch schien etwas in ihr zu lauern.

Ich mußte wieder an den Satz denken, den Jane Collins niedergeschrieben hatte.

War die Wohnungsbesitzerin ein Vampir? Und wer hatte diese Zimmer vor mir durchsucht? Der Hausmeister erzählte von zwei Männern, die ihn bestochen hatten. Wer waren die Typen?

Ich überlegte nicht mehr lange weiter, sondern durchsuchte den Raum ebenfalls.

Es war natürlich vermessen, von mir zu glauben, daß ich in einem Zimmer, das schon durchsucht worden war, noch etwas finden würde, aber ich wollte die Hoffnung nicht aufgeben.

Vielleicht ein kleiner Hinweis, den meine Vorgänger übersehen hatten.

Den Schrank hatten sie auch nicht in Ruhe gelassen. Eigentlich war es mehr ein Regal, in das auch Schubladen eingebaut worden waren. Zum Teil kanteten sie noch fest, andere wiederum waren einfach herausgerissen und zu Boden geworfen worden.

Servietten, Kerzen, Tischtücher, Bestecke – alles bildete ein Wirrwarr auf dem Teppich. Das Licht wollte ich nicht einschalten. Man hätte es von der Straße her sehen können.

Tabletten, Pillenfläschchen, Kosmetika…

Moment mal!

Auf einmal machte es »Klick« in meinem Kopf. Bei dem Anblick der Tabletten hatte ich mich an etwas erinnert. Ich beugte mich vor, ging sogar auf die Knie und nahm die kleine Schachtel an mich. Sie kam mir verdammt bekannt vor.

Plötzlich konnte ich nicht vermeiden, daß meine Hände anfingen zu zittern. Die Schachtel war zwar geschlossen, aber ich zog den Deckel auf, um Gewißheit zu bekommen.

Die bekam ich in der Tat.

In der Schachtel befanden sich, keimfrei unter durchsichtigem Kunststoff verpackt, zwei rote Pillen.

Vampirpillen!

***

Plötzlich war wieder alles lebendig. Wie ein Untoter aus seinem Grab

stiegen die Ereignisse der Vergangenheit vor meinem geistigen Auge auf.

Was hatten uns diese verfluchten Vampirpillen schon für einen Ärger bereitet! Zuerst auf der Schönheitsfarm nahe Paris, da waren sie hergestellt worden, und Lady X hatte sich letztendlich dafür verantwortlich gezeigt. Die Schönheitsfarm war abgebrannt, die Pillen jedoch waren irgendwie nach London gelangt, in die Hände eines verbrecherischen Arztes geraten, und der hatte sie tatsächlich an seine Patienten weitergegeben. Natürlich auf Befehl der Scott hin. Wir hatten das Vampirnest schließlich ausräuchern können, aber ich hatte damals schon gewußt, daß sich noch Pillen im Umlauf befanden.[3]

Zwei nur. Aber welch ein Grauen konnten sie auslösen! Wer die Pillen schluckte, der war verloren, denn er wurde selbst zu einem Blutsauger. Künstliche Vampire konnte man damit herstellen. Und dieser Blutsauger ging natürlich auf die Suche.

Nun sah ich sie wieder.

Er brauchte den Lebenssaft der Menschen, so konnte eine Kette beginnen, die kaum ein Ende nahm.

Ich wischte mir über die Stirn, denn dort lag plötzlich der Schweiß. Himmel, damit hätte ich in meinen kühnsten Träumen nicht gerechnet, gerade diese gefährlichen Pillen hier zu finden.

Ich mußte Jane Collins trotz allem dankbar sein, daß sie mich doch noch auf diese brandheiße Spur geführt hatte. Wobei ich hoffte, daß sie heiß war, schließlich war zwischen Janes Umkehr und dem heutigen Tag einige Zeit vergangen.

Bei mir bestand kein Zweifel mehr. May Fuller war die Besitzerin der Vampirpillen, und sie mußte auch schon zu den Blutsaugern gehören. Des Nachts und am Abend sollte sie hin und wieder in die Wohnung zurückkehren. Fragte sich nur, wo sie sich am Tage so herumtrieb? Das bereitete mir Sorgen.

Geisterte sie dort als Vampir durch die Gegend, schlich sie durch London?

Es war leider so, daß diejenigen, die von den Vampirpillen infiziert worden waren, zu den modernen Blutsaugern gehörten. Im Klartext hieß dies: Sie konnten sich auch bei Tageslicht bewegen. Ihnen machten die Strahlen der Sonne nichts aus.

Ich fühlte, wie sich meine Nackenhaut zusammenzog. Je mehr ich darüber nachdachte, um so größer sah ich die Gefahren auf eine Stadt wie London zukommen. Was hatte hier alles im Verborgenen blühen können, wovon wir nichts ahnten?

War inzwischen wieder ein neues Vampirnest entstanden? Ich dachte an Lady X. Sie hatte sich in den letzten Tagen in Frankreich herumgetrieben. Bei unserem Kampf gegen Izzi hatte sie zugeschaut und auch eingreifen wollen. Ich erinnerte mich daran, wie sie mir eine

MPi-Salve entgegengeschickt hatte. Zum Glück war der Eiserne Engel gekommen und hatte mich gerettet. Da Lady X sich nicht persönlich um die Sache kümmerte, mußte sie hier in London vielleicht jemand gefunden haben, der für sie die Fäden zog. Und da brauchte sie eigentlich nicht lange zu suchen. Es gab einen Mann, auf den die Unterwelt meiner Heimatstadt hörte.

Logan Costello!

Ja, über ihn konnte es laufen. Er war auch abgebrüht genug. Ihm machte es nichts, wenn Menschen zu Vampiren wurden. Er paktierte selbst mit den Mächten der Finsternis. Zuerst hatte er Solo Morasso sklavisch gehorcht, nun stand er auf der Seite von Lady X.

Mir fiel ein, daß ich mit der Durchsuchung der Wohnung noch nicht am Ende war. Da fehlte ein Zimmer.

Den Wohnraum weiterhin zu durchsuchen, hatte keinen Zweck.

Ich besaß genau das, was ich hatte finden wollen und ging wieder in die Diele. Die Tür lag nur ein paar Schritte entfernt.

Abgeschlossen war sie nicht, aber im dahinterliegenden Zimmer nistete ebenfalls die Dunkelheit. Nur wenig graues Licht fiel durch die Spalten des heruntergezogenen Rollos. Gerade soviel, um Umrisse zu erkennen.

Mein Blick war nach links geglitten. Dort sah ich einen hohen Schrank. Ihm gegenüber, rechts von mir also, stand ein Bett von französischer Machart. Aber zwischen beiden sah ich die Konturen eines kantigen Gegenstandes, den ich nicht genau erkennen konnte.

Meine Hand tastete zum Lichtschalter.

Die Lampe wurde zwar heller, doch es war ein Licht, das man als trübe oder schummrig bezeichnen konnte.

Trotzdem reichte es mir. Ich konnte den zwischen Schrank und Bett stehenden Gegenstand identifizieren.

Es war ein Sarg!

***

Ich zuckte nicht einmal zusammen, weil ich nicht so überrascht war, denn das Spiel kannte ich.

Schon beim letzten Fall, als es um die Vampirpillen ging, wäre ich fast über einen Sarg gestolpert, den jemand vor der Haustür eines der Opfer abgestellt hatte.

Und hier sah ich wieder einen Sarg.

Es war einer von der billigen Sorte. Er glänzte zwar matt, aber die Griffe waren aus einfachem Metall. Innerhalb des Schlafraumes wirkte er wie ein makabrer Fremdkörper.

Das Bett sah unbenutzt aus. Wenn Vampire die Wahl zwischen Sarg und Bett hatten, dann zogen sie einen Sarg vor. In diesem hier würde May Fuller sicherlich die Zeit verbringen.

Lag sie jetzt auch darin?
Bei diesem Gedanken spannte sich mein Körper. Meine rechte Hand glitt automatisch in die Nähe der Beretta, und vorsichtig trat ich einen Schritt in den Raum hinein.
Der weiche Teppichboden dämpfte meine Schritte. Nichts war zu hören, als ich mich dem Sarg näherte.
Daneben blieb ich stehen.
Ich wollte den Deckel abheben, mußte aus diesem Grunde beide Hände freihaben, streckte die Arme vor und bückte mich.
Da geschah es.
Vielleicht war es Zufall, vielleicht hatte mich die Person, die in dem Sarg lag, auch durch einen Spalt beobachtet. Auf jeden Fall reagierte sie so, daß sie mich überraschte.
Der verdammte Sargdeckel flog mir, wie vom Katapult geschleudert, entgegen, krachte gegen meine Arme und schleuderte mich zurück.
Aus dem Sarg aber schoß eine Gestalt und jagte kreischend auf mich zu…

***

Er fuhr in sein Verderben und war hilflos wie ein Baby!
Clive Brutal zitterte. Auf seinem Gesicht lag ein Schweißfilm, der Blick war stur nach vorn gerichtet, und er starrte auf diese seltsame Frau mit dem Rasiermesser in der Hand.
Sie kam ihm vor wie eine grün angestrahlte Schaufensterpuppe.
Aber Puppen in den Schaufenstern bewegen sich nicht. Das tat aber sie, denn sie spielte mit dem aufgeklappten Messer.
Yard für Yard näherte sich das »Fahrzeug« dieser weiblichen Bestie mit den beiden Vampirzähnen.
Ein Bluthai wartete auf sein Opfer…
Hatten die Hände des bedauernswerten Mannes vorhin noch flach auf den Lehnen gelegen, so waren sie nun zu Fäusten zusammengeballt. Und dicht über ihnen spannten sich die Ringe, die wohl keine Kraft der Welt mehr lösen konnte.
»Komm näher, Freund! Komm näher!« Die Stimme hallte in dem Tunnelgang und erzeugte in den Ohren des Mannes ein schreckliches Echo. Lauernd stand die Frau da, in der rechten Hand das Messer. Ihr Arm war vorgestreckt und leicht angewinkelt, der Mund offen, und die beiden langen Zähne schimmerten fahl und grünlich.
Hinter ihr befand sich eine Wand. Sie war nicht eben, wurde ebenfalls von dem geisterhaften Licht erfaßt, und für Clive Brutal wirkte es so, als würden Schattenspiele über das Mauerwerk zucken.
Nie in seinem Leben hatte er eine Tat so bereut, wie in diesen schrecklichen Augenblicken. Wäre er doch nur nicht auf die Idee gekommen, Bella Cosmetic’s zu besuchen.

Um sich allerdings Vorwürfe zu machen, war es nun zu spät. Er mußte in den tödlichen Apfel beißen. Es gab einfach keine Chance mehr. Der fahrbare Sessel transportierte ihn in den Tod.

Und die Frau lauerte.

Das Zerrbild eines Menschen, bleich schimmernd, trotzdem grünlich und auch häßlich, ein Monstrum.

»Bitte!« schrie der Mann plötzlich. »Bitte, habt doch Gnade! So helft mir…« Er beugte sich vor, so weit es eben ging, spürte trotzdem die harten Klammern, wie sie in seine Gelenke schnitten, doch in diesen Augenblicken achtete er nicht auf den Schmerz. Sein Gesicht hatte sich verändert. Eine flehende Maske war es geworden. In den Zügen spiegelte sich die Hilflosigkeit wider, die er in diesen schrecklichen Augenblicken empfand.

Aus den Augen rannen Tränen. Er schluchzte, das Wasser verschleierte seinen Blick, zudem glaubte er, die Frau in dreifacher Ausfertigung zu sehen.

Dreimal dieser Vampir!!

Er täuschte sich. Dieses erste Weib hatte Verstärkung bekommen.

Zwei andere Wesen, ebenfalls mit langen Vampirzähnen ausgestattet, waren hinzugekommen.

Auch sie wollten Blut…

Clive Brutal schluchzte auf. Er konnte einfach nicht mehr, innerlich war er ausgesaugt, und er merkte kaum, daß der Sessel mit einem heftigen Ruck stehenblieb.

Clive kippte nach vorn, wieder zurück und pendelte.

Erst als er das leise Zischen hörte, hob er den Kopf und schaute in die triumphierend verzogenen Gesichter der drei Frauen.

Nein, keine Frauen, Bestien, wobei jede eines dieser gefährlichen Rasiermesser in der Hand hielt. Und die erste sprach. Der grüne Schimmer ließ sie aussehen wie eine lebende Wasserleiche.

»Zu spät – viel zu spät. Deine Uhr ist abgelaufen, du Widerling!«

In einer letzten Abwehrbewegung riß Clive noch einmal seinen Kopf hoch. Er schaute in die bleichen Gesichter, bohrte seinen Blick in die Augen und sah plötzlich die Bewegung einer Hand.

Es war nur ein Huschen, mehr nicht.

Das kalte Messer berührte ihn nur für den winzigen Teil einer Sekunde an der Haut.

Dann wurde es von links nach rechts gezogen.

Das letzte, was Clive Brutal in seinem Leben vernahm, war ein geschrienes Wort.

»Blut!«

***

Der Sargdeckel war sehr wuchtig geworfen worden und hatte mich

auch hart erwischt. Obwohl ich die Hände oben hatte, gelang es mir nicht mehr, den Stoß auszugleichen. Ich wurde zurückkatapultiert und krachte mit dem Rücken gegen den Schrank.

Zuerst gab es einen Knall, dann vernahm ich das Splittern, und im nächsten Moment brach die Tür, so daß ich halb in den Schrank hineinfiel und Mühe hatte, mich zurechtzufinden.

Jetzt ärgerte ich mich, daß ich so unvorsichtig gewesen war, aber noch hatte mein Gegner nicht gewonnen.

Zeit bekam er, und die nutzte er aus, denn er kletterte aus dem Sarg.

Es war eine Frau, ich hatte mich bei dem ersten Sichtkontakt nicht getäuscht. Und sie wuchtete sich aus der Totenkiste, während ich noch Kleider zur Seite räumte, die mich in meiner freien Sicht behinderten.

Rote Haare, eine wahre Flut. Dazwischen ein Gesicht, das trotz des düsteren Lichts sehr bleich wirkte und von einer inneren Anspannung gezeichnet war.

Natürlich hatte ich es mit einem Vampir zu tun. Ich sah es, als der Blutsauger den Mund öffnete.

Deutlich stachen die beiden Zähne aus dem Oberkiefer, und ein Vampir wollte Blut.

Mein Blut!

May Fuller war wie von Sinnen. Sie raste auf mich zu und stolperte noch über den Sargdeckel, der ihr im Weg lag. Deshalb geriet sie ein wenig aus der Richtung, ich bekam Zeit, mich aus dem Schrank zu befreien und erwartete sie dann.

May sprang mich an.

Sie wuchtete sich kurzerhand gegen mich, und ich empfing sie mit einem trockenen Hieb, der sie nicht nur stoppte, sondern auch zurückschleuderte.

Mit beiden Armen ruderte sie, ich setzte nach und kam noch einmal mit einer Geraden durch.

Die schleuderte sie rücklings auf das Bett, wobei die Beine hochflogen. May Fuller trug einen grünen Kittel, dessen Knopfleiste nicht mehr geschlossen war, so daß ich erkennen konnte, wie wenig sie unter dem Kittel anhatte.

Nur einen dünnen schwarzen Slip.

Natürlich hätte ich sie mit einer Silberkugel erledigen können, aber das wollte ich im Moment nicht. Ich brauchte Informationen von ihr. Die waren mir wichtiger. Sie sollte mich auf die Spur der Pillen führen und vielleicht auch auf die der Lady X.

Einen Menschen hätte der Treffer erst einmal groggy, vielleicht sogar bewußtlos gemacht. Bei diesem Wesen war es etwas anderes.

Da hätte ich bis zum anderen Morgen schlagen können, ohne irgend etwas zu erreichen. Sie schnellte wieder vor und stand schon auf den Füßen.

Da schaute sie auf mein Kreuz.

So schnell wie sie war ich nämlich schon lange, war auch nicht faul gewesen und hatte mir die Kette, an der das Kruzifix hing, über den Kopf gestreift.

Nun hielt ich es in der Hand!

Sie schaute es an. Innerhalb einer Sekunde veränderte sich ihr Gesichtsausdruck. Gleichzeitig hob sie die Arme, spreizte die Hände und streckte sie abwehrend vor.

Panik zeichnete ihre Züge. Weit waren die Augen aufgerissen, das Entsetzen leuchtete in den Pupillen. Vor diesem Kreuz hatte sie eine panische Angst.

Sie war im Bett aufgestanden, um sich auf mich zu stürzen. Als sie nun das Kreuz sah, zog sie sich wieder zurück, berührte mit den Kniekehlen die Kante und fiel nach hinten.

Zwei Schritte benötigte ich, um sie zu erreichen. Das Kreuz hielt ich weiterhin in meiner vorgestreckten Hand. Ich warf noch einen Blick in den Sarg und sah, daß er nicht einmal gepolstert war. May Fuller hatte sich einfach so hineingelegt.

Dann stand ich vor ihr.

Sie schluchzte und fauchte in einem. Ruhig konnte sie nicht liegenbleiben. Andauernd warf sie den Kopf von einer Seite zur anderen, schleuderte ihn hin und her, auf ihren Zügen stand das kalte Entsetzen, der Mund zuckte, und von den Lippen tropfte Speichel oder Schaum.

Sie bot ein widerliches Bild. Die Arme lagen flach zu beiden Seiten des Körpers, wobei die Hände in die Bettdecke verkrallt waren.

Angst diktierte ihre Handlungen.

Angst vor dem Kreuz!

Ich stand direkt am Bett. Die Beine hatte May Fuller angezogen, sie behinderten mich nicht. Mein Oberkörper war leicht vorgebeugt, er bildete eine Schräge, und ich schaute mit ernstem Blick auf den weiblichen Blutsauger nieder.

Da ihr Mund offenstand, konnte ich auch die beiden Vampirzähne sehen. Wieder einmal entdeckte ich den Unterschied zwischen einem normalen und einem künstlichen Vampir.

Die Zähne des normalen Vampirs waren wesentlich länger als die des künstlichen.

May Fuller zeigte mir ihre kurzen Hauer, ausgereift schienen mir die Pillen doch nicht zu sein. Es spielte auch keine Rolle. Für mich allein zählte, daß sie die Menschen veränderte und den Blutdurst-Keim in ihnen säten.

Etwa eine Minute verging, in der sich das Wesen vor mir wie toll gebärdete. Es wimmerte, fluchte, schrie, bettelte und zog die Beine an, so daß sie schließlich gekrümmt wie ein Fragezeichen vor mir auf

dem Bett lag.

Ich ließ sie, denn ich hatte Zeit. Überstürzen wollte ich nichts. Irgendwann würde sie sich wieder beruhigen, obwohl die Angst sicherlich blieb.

Und so wartete ich ab.

Tatsächlich beruhigte sie sich. Ihr Gefühlsausbruch blieb nicht so laut, sie wimmerte schließlich nur noch und riskierte sogar einen Blick durch ihre vor dem Gesicht gespreizten Finger.

»Kannst du mich hören?« fragte ich.

»Ja!« keuchte sie. »Ich höre und sehe dich. Aber nimm es weg. Nimm dieses Kreuz weg!«

»Nein, es bleibt!«

Sie heulte auf. »Was willst du damit? Ich kann es nicht sehen, es bereitet mir Schmerzen!«

»Das kann ich mir vorstellen«, erwiderte ich kalt. »Aber die Schmerzen werden wohl kaum so stark sein, als daß du mir nicht einige Fragen beantworten könntest.«

»Nein, ich…«

Langsam ließ ich die Hand sinken, und das Kreuz näherte sich ihrem Gesicht.

»Was willst du wissen?« schrie sie.

»Schon besser«, erwiderte ich kalt, zog den Arm ein wenig zurück und fragte sie nach ihrem Namen.

»May Fuller!«

»Du wohnst also hier?«

»Ja.«

»Und du bist zu einem Vampir geworden, weil du die Pillen genommen hast?«

»Warum fragst du denn, wenn du alles schon weißt?« giftete sie, wobei ihr Körper zuckte.

»Weil ich mehr wissen will. Ich möchte zum Beispiel erfahren, wer dir die Pillen gegeben hat und wann dies geschehen ist?«

»*Sie* hat sie mir gegeben!«

»Lady X?«

»Nein, Bella. Bella Benson. Wir sollen sie nehmen, und unser Leben würde sich ändern.«

Das hatte sich geändert, in der Tat. Aus einem Menschen war ein Vampir geworden, durch diese verdammten künstlichen Pillen, von denen es sicherlich noch einige gab. »Ist Bella Benson auch ein Vampir?« wollte ich wissen. »Trinkt sie ebenfalls Blut?«

»Sie auch!«

Zwei hatte ich schon. »Wer noch alles?«

»Die, die…« Sie drehte sich auf die Seite und wollte nicht so recht mit der Sprache heraus. Die Hände nahm sie dabei von ihrem Gesicht

weg. Da sie auf der linken Seite lag, besaß sie auch einen feinen Blick auf die Tür.

Ich sah, wie sich ihre Miene veränderte. Plötzlich riß sie die Augen auf, und der Mund zog sich in die Breite.

Ein Trick?

Nein, so gut konnte sie nicht schauspielern, an der Tür mußte irgend etwas sein.

Auch ich drehte mich um – und sah die beiden Männer, von denen schon der Hausmeister gesprochen hatte!

***

»Eigentlich hast du es doch überhaupt nicht nötig, dich in so eine Behandlung zu begeben«, sagte der Reporter Bill Conolly zu seiner Frau Sheila, als er ihr den Wagenschlag öffnete und sie vor dem Kosmetik-Salon absetzte.

»Wieso denn?«

»Für mich bist du hübsch genug.«

»Ja, für dich. Es gibt aber immer welche, die hübscher sind. Außerdem möchte ich mir die beiden Flecken am Hals nicht selbst ausdrücken. Das mag ich nicht, und man hat mir diesen Salon empfohlen.«

»Ja, die Werbung in den Zeitungen war gut«, gab Bill zu. Dann grinste er. »Hoffentlich erkenne ich dich in zwei Stunden noch wieder, wenn ich dich abhole. Nicht daß da plötzlich ein kichernder Teenager neben mir sitzt. Solche Verjüngungskuren sollen ja manchmal ganz tolle Wirkungen besitzen, wie ich hörte.«

»Keine Angst, ich bleibe normal.« Sheila hauchte ihrem Mann noch einen Kuß auf die Wange und schritt auf den Eingang des Kosmetik-Salons zu. Bill schaute ihr nach.

Sheila hatte das blonde Haar auf die Schultern fließen lassen. Es bedeckte den Kragen ihres grünen Cordkostüms, dessen Rock an den Seiten zwei Schlitze zeigte. Zum Kostüm trug sie Robin-Hood-Stiefel, die jetzt so modern waren, und eine Tasche in der gleichen Farbe hatte sie sich um ihre Schulter gehängt.

Eine flotte Frau, die da in dem Haus verschwand. Bill Conolly nickte anerkennend.

Er selbst hatte keine Lust, so lange bei den Schönheitstypen zu warten, er wollte in ein Lokal gehen, wo man ihn kannte. Es war eine gemütliche Pinte in der berühmten Londoner Zeitungstraße, der Fleet Street, und im Lokal verkehrten nur Leute, die irgend etwas mit der Presse zu tun hatten.

Da Bill seinen Porsche etwas ungünstig geparkt hatte, stieg er schnell ein und rauschte davon.

Den kleinen Johnny, ihren Sohn, hatten sie zu Hause gelassen.

Nadine, die Wölfin, achtete auf ihn. Zusätzlich noch ein Kindermädchen aus der Nachbarschaft.

Sheila aber betrat den Salon.

Sie war schon zweimal hier gewesen, das war jetzt ihr dritter Besuch, und sie wurde mit Namen angesprochen.

»O, Mrs. Conolly. Sie sind sehr pünktlich.«

Sheila lächelte. »Ja, es fiel mir auch schwer. Ist den Janine schon frei?«

»Natürlich, sie wartet.«

Janine war ihre Kosmetikerin. Ob sie wirklich so hieß, wußte Sheila nicht. Einen französischen Akzent in der Sprache hatte sie jedenfalls nicht.

Sheila kannte den Weg. Als sie den Salon betrat, empfing sie wieder die andere Welt. Sie hörte die Musik eines Richard Clayderman, die Mädchen lächelten, und Janine lächelte besonders, als sie ihre Kundin sah.

Das Mädchen war ein quirliges Persönchen, ziemlich klein, mit pechschwarzen Haaren, die sie zu einem Bubikopf geschnitten hatte. Ihre Augen zeigten einen mandelförmigen Schnitt, und die Figur des Mädchens war sehr schlank.

»Ich freue mich, daß sie so pünktlich gekommen sind, Mrs. Conolly. Bitte, Sie kennen ja meine Kabine.«

»Natürlich.«

Sheila folgte der Kleinen. Der Salon war gut besetzt, und alle Kosmetikerinnen hatten zu tun. Sheila sah zwei Frauen, deren Gesichter Gipsmasken glichen. Dafür zeichnete sich eine dicke, weiße Schicht verantwortlich, die auf den Gesichtern lag. Sogenannte Schönheitsmasken. Auch Männer ließen sich behandeln.

Einer von ihnen lachte affektiert auf, als Sheila ihn passierte.

»Liebes Kind«, sagte er zu seiner Kosmetikerin, »sie dürfen mich beim Behandeln meiner Finger doch nicht kitzeln.«

Sheila kannte den Knaben. Er hatte mit Mode zu tun. Wer bei ihm einkaufte, mußte viel Geld haben und einen sehr extravaganten Geschmack. Bills Frau ging rasch an ihm vorbei, sie wollte nicht angesprochen werden, denn sie kannte den Mann.

In dem mit rotem Velour überzogenen Sessel nahm sie Platz. Vor sich an der Wand sah sie einen Kristallspiegel, und neben dem Sessel standen ein Stuhl und ein Tischchen, der Arbeitsplatz ihrer Kosmetikerin.

Janine sagte: »Am Telefon sprachen sie von Flecken, die wir entfernen sollten…«

»Ja, an meinem Hals. Rechte Seite.« Sheila drehte den Kopf so, daß Janine die Stellen sehen konnte.

Janine zog mit den Fingern die Haut straff, schaute sich die kleinen

Flecken an und nickte. »Sicher, da müßten wir etwas tun. Ist aber eine Kleinigkeit. Haben Sie sonst noch irgendwelche Wünsche, Mrs. Conolly?«

»Wenn ich schon einmal hier bin, könnten Sie sich auch um meine Finger kümmern.«

»Gern.«

»Aber fangen Sie bitte mit dem Hals an.«

»Wie Sie wünschen, Mrs. Conolly.«

Mit dem Mädchen Janine hatte Sheila wirklich einen Glücksgriff getan. Ihre Finger bewegten sich sehr geschickt, waren dabei vorsichtig, und ebenso behutsam ging sie auch mit den blitzenden Instrumenten um, die sie einsetzte.

Sheila merkte nur ein leichtes Zwicken, als die Flecken oder Pickel entfernt wurden.

Nach einer Viertelstunde war alles vorbei. »So, das hätten wir geschafft«, sagte Janine und legte die Instrumente zur Seite, wobei sie gleichzeitig an Sheila vorbeischaute und in eine andere Richtung gewandt sagte: »Es ist alles in Ordnung, Bella!«

»War das Miß Benson?« fragte Sheila.

»Ja.«

»Seltsam«, murmelte Sheila.

Die Angestellten des Salons waren angewiesen, sofort auf Bemerkungen und Fragen der Kunden zu reagieren. Danach richtete sich auch die dunkelhaarige Janine.

»Was ist seltsam, Mrs. Conolly?«

»Das mit Ihrer Chefin. Ist sie nicht eben hinter uns hergegangen? Jedenfalls habe ich Sie in diese Richtung blicken sehen.«

»Da haben Sie gut beobachtet.«

Sheila legte den Kopf schräg und sah die neben ihr stehende Kosmetikerin von unten her an. »Da Bella Benson so dicht an uns vorbeigegangen ist, hätte ich Sie doch eigentlich im Spiegel entdecken müssen oder nicht?«

»Das stimmt.«

»Aber ich habe sie nicht gesehen«, erklärte Sheila, »und das kann ich beschwören.«

»Vielleicht war Bella schon vorbei, als Sie…«

Sheila schüttelte demonstrativ den Kopf. »Nein, Janine, das können Sie zwar annehmen, aber so war es nicht. Ich habe im selben Moment aufgeschaut, als Sie zu Ihrer Chefin gesehen haben. Und ich sah Bella Benson nicht.«

Janine hob die schmalen Schultern. »Also da kann ich Ihnen auch nicht helfen. Ich weiß nicht…«

»Unsichtbar kann sie wohl nicht sein«, meinte Sheila.

Janine lachte hell. »Nein, ich habe sie doch gesehen.«

»Nur ich nicht. Ich hätte sie im Spiegel entdecken müssen«, sagte Sheila mehr zu sich selbst. »Verflixt, weshalb habe ich das nicht? Nicht einmal einen Schatten…«

»Machen Sie sich doch darüber keine Gedanken«, riet Janine ihrer Kundin. »Es ist wirklich…«

Sheila gehörte zu den Frauen, die nicht lockerließen, wenn sie sich einmal etwas in den Kopf gesetzt hatten. Sie überlegte auch weiter, aus welchem Grunde sie die Chefin des Salons nicht auf der Spiegelfläche entdeckt hatte.

Gab es da eine Erklärung?

Eine andere Frau wäre vielleicht darüber hinweggegangen, nicht so Sheila Conolly. Sie suchte nach einer Antwort, und sie glaubte auch, eine zu wissen.

Menschen warfen ein Spiegelbild, daran gab es nichts zu rütteln.

Und doch kannte sie einen Personenkreis, der kein Spiegelbild warf, der allerdings so aussah wie die Menschen, vorausgesetzt er zog nicht seine Lippen zurück.

Ja, Vampire!

Wenn Bella Benson kein Spiegelbild geworfen hatte, dann konnte sie nur ein Vampir sein.

So folgerte Sheila Conolly, jedoch hütete sie sich, Janine gegenüber etwas verlauten zu lassen, sie fragte das Mädchen nur ein wenig geschickter aus.

»Sagen Sie, Janine, ist Ihnen an Ihrer Chefin vielleicht etwas aufgefallen?«

»Wie meinen Sie, Mrs. Conolly?«

»War sie in letzter Zeit anders? Hat sie seltsam reagiert oder so?«

»Kaum.«

»Also doch.«

»Na ja, das ist intern, wissen Sie…«

Sheila merkte, daß Janine nicht so recht mit der Sprache herauswollte, deshalb sagte sie: »Wir verstehen uns doch gut. Mir können Sie es wirklich sagen.«

»Klar, aber das gehört nicht hierher.«

»Versuchen Sie es trotzdem.«

»Es ist so. Bella Benson hat sich in den letzten drei, vier Wochen kaum hier oben blicken lassen. Sie war immer in ihrem Büro und in den hinteren Räumen.«

»Was befindet sich denn dort?« Sheila sah deutlich, wie Janine bleich geworden war. Anscheinend wollte sie mit der Sprache nicht herausrücken. »Es sind eben besondere Räume für besondere Kunden. Entspannungsräume. Aber wir hier haben damit nichts zu tun, glauben Sie mir«, fügte sie schnell hinzu.

»Ein Bordell?« Sheila schaltete schnell.

»So etwas Ähnliches.« Janine atmete tief aus. »Genaues weiß ich auch nicht. Man flüstert hinter vorgehaltener Hand davon, wissen Sie. Deshalb kann ich da nichts beschwören.«

»Nein, das brauchen Sie auch nicht.« Sheila machte Anstalten, sich zu erheben, und Janine erschrak.

»Sie werden doch nicht meiner Chefin…«

»Keine Sorge, Kind. Sie lasse ich aus dem Spiel. Und das Bordell interessiert mich auch nicht. Sollen die Herren der Schöpfung ihre Entspannung bekommen. Ich möchte nur mit Bella Benson reden, aber über ein anderes Thema. Könnten Sie Ihre Chefin vielleicht herbitten?«

Janine senkte den Blick. »Ich weiß nicht, aber ich habe wohl schon zuviel gesagt.«

»Überhaupt nicht. Sie lasse ich aus dem Spiel. Bitte, versuchen Sie es!« Sheila deutete auf den grünen Telefonapparat, der ebenfalls auf dem Kosmetiktisch stand.

Janine fühlte sich in der Klemme. Ihr Gesicht war puterrot geworden. Sie griff mit zitternden Fingern zum Hörer, hob ihn an und tippte eine dreistellige Zahl.

Verbindung bekam sie schnell, trug Sheilas Wunsch vor und nickte ein paarmal. Als sie auflegte und der Hörer noch nicht die Gabel berührt hatte, gab sie schon die Antwort. »Sie können zu ihr gehen, Mrs. Conolly. Bella Benson erwartet Sie in ihrem Büro.«

»Danke sehr. Und wo finde ich das?«

»Ich zeige Ihnen den Weg.«

Die beiden Frauen verließen die Nische. Janine erklärte Sheila den Weg.

Bills Gattin bedankte sich mit einem Kopfnicken. Verfolgt wurde sie von Janines ahnungsvollen Blicken. Das Mädchen fühlte sich überhaupt nicht wohl in seiner Haut…

***

Ich blieb nicht mehr in meiner Haltung, sondern fuhr herum, wobei ich das Kreuz weiterhin festhielt und die Männer auch keinen Moment aus den Augen ließ.

Es waren seltsame Gestalten. Obwohl sie wie Menschen aussahen, machten sie den Eindruck von Geschöpfen, die aus einer anderen Welt stammten. Beweise dafür hatte ich nicht, ich fühlte es nur und verließ mich auch darauf.

Die Männer standen auf der Türschwelle. Beide trugen eine graue Kleidung, die schon einen Stich ins Schwarze zeigte. Ihre Gesichter schimmerten etwas gelblich, die Haut spannte sich über den Wangenknochen, und ihre Augen hatten einen seltsamen grünen Farbton angenommen. Bei genauerem Hinsehen allerdings erkannte

ich in den Augen auch die schwarzen Flecken, die nie ruhig blieben, sondern hin- und hertanzten.

Hatte ich hier wirklich Menschen vor mir?

Da sie nichts sagten, stellte ich eine Frage: »Wer seid ihr, und was wollt ihr hier?«

Sie beachteten mich nicht, sondern schauten starr May Fuller an.

Ich erkannte, daß sie ihre Hände zu Fäusten geschlossen hatten, die Haare lagen glatt auf den Köpfen, sie wirkten wie grauer Staub.

Unbeweglich standen sie, und rührten sich auch nicht, als May Fuller sich aufrichtete.

Schließlich hockte sie auf dem Bett. Ihr Blick glitt zwischen den Männern und mir hin und her. Ich wußte nicht, was sie wollte, deshalb ließ ich sie in Ruhe. Wenn sie etwas unternahm, würde ich rasch genug zur Stelle sein.

Über meinen Rücken rann ein Schauer. Vielleicht war es die seltsame Stille, die sich dafür verantwortlich zeigte, aber ich wollte endlich die Situation in den Griff bekommen und trat einen Schritt nach vorn. »Gebt mir eine Antwort!« forderte ich.

Gleichgroß waren die beiden Männer. Der von mir aus gesehen rechte wandte jetzt den Kopf. Ich sah seine Augen direkt auf mich gerichtet und glaubte, die Blicke fast körperlich fühlen zu können.

Mir wurde unbehaglich unter diesen fordernden und gleichzeitig abweisenden Augen. Hart umklammerte ich das Kreuz.

»Halte du dich daraus, Geisterjäger«, antwortete mir der seltsame Mann mit einer singsangartigen Stimme. »Wir sind älter und weiser als du. Wir kennen die Welt, und wir kannten sie schon, als die Menschen noch primitiver waren als heute.«

Atlantis!

Verflixt, diese beiden mußten aus Atlantis stammen. Eine andere Möglichkeit gab es für mich nicht. Wenn es tatsächlich so war, was hatten sie dann mit dem weiblichen Vampir May Fuller im Sinn?

Weshalb besuchten sie diese Frau?

Nun, ein heuriger Hase war ich auch nicht und dachte nicht daran, mich von ihnen provozieren zu lassen. »Was soll euer Auftreten und das Gerede?« fragte ich scharf. »Habt ihr etwas mit Atlantis zu tun? Wenn ja, dann sagt es, vielleicht können wir uns einigen!«

Eine Antwort bekam ich nicht. Wenigstens keine von ihnen. May Fuller drehte plötzlich durch. Sie glaubte, ihre Chance erkannt zu haben, da ich abgelenkt war und mit den beiden Eindringlingen redete.

Wie ein Irrwisch kam sie vom Bett hoch. Sie stieß sich dabei ab, rollte und hechtete über die Kante, wobei sie einen Moment später ihren Körper in Richtung Tür wuchtete, wo auch die beiden Männer weiterhin wie zwei Statuen standen.

Sie reagierten nicht.
Ich fuhr herum, wollte das Kreuz schleudern, als mein Arm mitten in der Bewegung stoppte.
Die beiden Männer nahmen mir die Arbeit ab, und ich erlebte zum erstenmal ihre unwahrscheinliche Kraft, die selbst mir unerklärlich war.
Zur gleichen Zeit öffneten sie ihre Fäuste. Ich sah etwas Schwarzes in den Händen, und aus diesen seltsamen Gegenständen schossen plötzlich Strahlen.
Schwarze Strahlen!
Im ersten Augenblick war ich unfähig, mich zu rühren. Als ich dann vorstürzen wollte, geriet ich ebenfalls in den Bann dieser Strahlen, denn sie fächerten plötzlich auseinander. Einer war auf die Vampirin fixiert, der andere traf mich.
Plötzlich war ich eingehüllt. Ich sah die Welt nur noch durch einen grauen Schleier. Mein Kreuz leuchtete in einem schillernden Grün, und die Zeichen der vier Erzengel glühten feurigrot.
Durch den Schleier sah ich, was mit May Fuller geschah. Es war grauenhaft, unwahrscheinlich.
Die Vampirin war vom Bett aufgesprungen. Mitten in der Luft erwischte es sie.
Ihr Körper schien für eine unendlich lange Sekunde einzufrieren.
Er blieb zitternd stehen, und einen Herzschlag später löste er sich auf.
Innerhalb einer winzigen Zeitspanne wurde die Vampirin zu Staub.
Jedes einzelne Körnchen zeichnete noch die Umrisse des Körpers nach, bevor die Gestalt zusammensackte und als ein grauer Aschenregen auseinanderfiel.
May Fuller existierte nicht mehr!
Sie war weg, verschwunden, aus der Welt gerissen. Gnadenlos hatten die Grauen zugeschlagen.
Ich stand da wie vom Donner gerührt. Das Kreuz war wieder normal, ich selbst konnte besser sehen und schaute in die unbeweglichen Gesichter der beiden Männer.
»Wer seid ihr?« drang es stockend über meine Lippen.
Für einen Moment lang sah es so aus, als wollten sie mir keine Antwort geben, dann bekam ich doch eine.
»Die Hüter des Dunklen Grals, John Sinclair…«
Worte, die mich wie Schläge unter der Gürtellinie trafen. Ich kam jedoch nicht dazu, noch länger nachzudenken, denn die Männer drehten sich um, wandten mir den Rücken zu und gingen.
Zwei Sekunden zögerte ich. Dann rannte ich hinter ihnen her, warf mich durch die Tür, schaute in den Gang – und sah nichts.
Die beiden waren verschwunden!

Perplex blieb ich stehen, wischte über meine Augen, zwinkerte und traute mir selbst nicht, aber das Bild blieb. Ich sah keinen der beiden Grauen mehr.

Mit dem Gang eines Betrunkenen ging ich wieder in das Zimmer zurück, wo der am Boden liegende Staub das letzte Andenken an den weiblichen Vampir war. Er bewies mir, daß ich nicht geträumt hatte. Auch der offene Sarg erinnerte mich wieder daran.

Als ich durch den Staub schritt, hinterließen meine Füße deutliche Spuren. Auf der Bettkante ließ ich mich nieder und schüttelte nur den Kopf. Mein Gott, damit hatte ich nicht gerechnet. Ich dachte an die beiden Männer, und sie hatten mir zum Schluß trotz allem erklärt, wer sie waren.

Die Hüter des Dunklen Grals!

Der Dunkle Gral. Was er genau war, das wußte ich nicht. Aber ich hörte nicht zum erstenmal davon. Als ich gegen Urak, den Angst-Dämon, kämpfte, war ich auf diesen Begriff gestoßen.[4]

Schon damals hatte ich damit nichts anfangen können, und auch jetzt zermaterte ich mir vergeblich den Kopf.

Was steckte hinter dem Begriff Dunkler Gral? Er war in mein Leben getreten und hatte ein immens großes Rätsel hinterlassen.

Hatte er mit Atlantis zu tun oder mit einer anderen dunklen Epoche aus der Vergangenheit der Erde?

Ich wußte es nicht.

Leider konnte ich mir nicht die Zeit nehmen, Nachforschungen anzustellen, aber daß ich damals in der Straße der Angst keinem Trugschluß erlegen war, hatte ich heute bewiesen bekommen.

Die Hüter des Dunklen Grals!

Zwei Gestalten waren es. Sie besaßen ein menschliches Aussehen, trotzdem konnte und wollte ich es nicht glauben, hier Menschen gesehen zu haben.

Aber was waren sie dann?

Vielleicht Wesen aus einer fernen Vergangenheit? So konnte es sein. Ich dachte an all die Geschichten, die man sich über die fremden Götter erzählte, die irgendwann einmal in grauer Vorzeit die Erde besucht hatten. Waren die Hüter des Dunklen Grals mit ihnen identisch?

Ich wollte mir darüber nicht den Kopf zerbrechen, denn bisher wußte ich relativ wenig. Doch ich war sicher, daß ich die beiden nicht zum letztenmal gesehen hatte. Irgendwie mußten sie in diesem Fall mit drinhängen.

Vampire und Hüter des Dunklen Grals. Eine wirklich seltsame Mischung, wie ich ehrlich zugeben mußte.

Es fiel mir nicht leicht, da eine Verbindung herzustellen und dachte erst einmal konkreter. Daß ich durch, sagen wir ruhig, einen Zufall,

auf die Spur der Blutsaugerin gestoßen war, konnte man schon als einen Erfolg bezeichnen. Auch die Vampirpillen befanden sich weiter im Umlauf, wobei ich sicher war, daß ich noch längst nicht alle aus dem Verkehr gezogen hatte.

Ich ging ins Bad, löste die Pillen aus ihrer Verpackung und warf sie in die Toilette und spülte.

Diese Sache war für mich nun erledigt. Dann betrat ich den Wohnraum, machte auch hier Licht und hielt nach einem Telefon Ausschau.

Ich wollte Suko anrufen, denn auch er mußte Bescheid bekommen. Außerdem sollte er mich unterstützen, schließlich war nicht vorauszusehen, wie sich der Fall noch entwickeln würde.

Im Büro erreichte ich Suko nicht mehr. Auch nicht bei ihm daheim.

Das war schlecht. Also blieb mir nichts anderes übrig, als die Spur zu verfolgen, die mir May Fuller hinterlassen hatte. Es war nur ein Name.

Bella Benson!

Und sie wollte ich mir näher anschauen…

***

Die Bürotür bestand aus einem sehr dezent lackiertem Holz. Es schimmerte zwischen hellbraun und dunkelrot, war aber trotzdem nicht als aufdringlich zu bezeichnen.

Sheila klopfte höflich an und hörte hinter der Tür das »come in« einer rauchig klingenden Stimme.

Wenig später trat Mrs. Sheila Conolly über die Schwelle und versank fast in einem lindgrünen Teppichboden, der an den Seiten ein schwach rotes Muster zeigte.

Ein Schreibtisch aus Mahagoni stand vor dem Fenster, dessen Scheibe durch ein heruntergelassenes Rollo verdeckt war, so daß der Besucher keinen Blick nach draußen werfen konnte.

Als Lichtquellen dienten zahlreiche Lampen. Sie waren in der holzgetäfelten Decke befestigt und warfen ihren warmen Schein nach unten, ohne allerdings zu blenden.

Die Sitzgruppe in einer Ecke bestand aus weichem Leder und schimmerte in einem beigebraunen Ton. Einbauschränke aus Mahagoni paßten im Holz zu dem großen Schreibtisch, hinter dem Bella Benson saß, jetzt allerdings aufstand, als Sheila Conolly das Zimmer betrat.

Die Besitzerin des Kosmetik-Salons lächelte schmal, als Sheila auf sie zutrat. »Ich freue mich, Sie einmal in meinem Büro begrüßen zu dürfen«, sagte sie mit ihrer rauchigen Stimme und deutete auf die Sitzgruppe, während sie sich gleichzeitig in Bewegung setzte und ebenfalls einen Sessel ansteuerte.

Auf halbem Wege trafen sich die Frauen. Bella Benson reichte Sheila

die Hand, und ihre Finger umschlossen die der Kundin. Die Zeit reichte Sheila aus, um ihr Gegenüber zu mustern.

Sie hatte Bella Benson nur immer flüchtig gesehen. Diesmal jedoch konnte sie die Frau genauer anschauen.

Bei Bella fiel das dichte braune Haar auf, das zu einer verwegenen Frisur hochgekämmt war. Ihr Gesicht konnte man nicht als besonders hübsch und auch nicht als häßlich bezeichnen. Es war ein Durchschnittsgesicht, allerdings sehr glatt und wie Marmor wirkend. Die Haut zeigte keine einzige Falte. Es wäre auch schlecht bei einer Frau gewesen, die einen Kosmetik-Salon führte, und so machte Bella Benson für ihre eigenen Produkte die beste Reklame.

Insgesamt gesehen war sie eine etwas kühle Erscheinung.

Vielleicht trug auch die Kleidung dazu bei. Der enge Rock zeigte eine dunkle Farbe, und dunkel war auch das ärmellose Oberteil, das sie trug. Schmuck hatte sie keinen angelegt, dafür bestand die Bluse aus Seide und knisterte, wenn der Stoff aneinanderrieb.

Obwohl Bella Benson nicht so auffällig wirkte, strömte sie doch einen etwas unterkühlten Sex aus, wie Sheila Conolly ehrlich zugeben mußte.

»Möchten Sie etwas trinken?« fragte Bella im verbindlichen Tonfall, doch Sheila schüttelte den Kopf.

»Nein, danke, ich will Sie auch nicht lange aufhalten, Miß Benson, denn Ihre Zeit ist sicherlich kostbar.«

Bella lachte. »Nein, Mrs. Conolly, für eine so berühmte Frau ist mir keine Minute zu kostbar.«

»Lassen wir das.« Sheila nahm Platz. Die spürte unter ihrem Körper das weiche Leder des Sessels. Daneben stand ein kleiner Tisch.

Die Stehlampe darauf besaß einen dunklen Schirm, und das Licht der eingeschalteten Lampe warf auf die Tischplatte einen an den Rändern auslaufenden Kreis.

Gegenüber hatte Bella Platz genommen, die Füße hochgelegt und die Beine ausgestreckt. Sie erinnerte Sheila an eine lauernde Katze, obwohl sie ihre erste Frage sehr verbindlich stellte.

»Was kann ich für Sie tun, Mrs. Conolly? Ich hoffe, daß Sie mit unserem Service zufrieden sind und keinerlei Beschwerden vorzutragen haben.«

»Nein, das auf keinen Fall. Ihre Mitarbeiterin Janine arbeitet ausgezeichnet.«

»Danke.« Die Frau bewegte nickend den Kopf. »Da sind Sie nicht die erste, die das sagt. Ich werde überlegen, ob ich Janine nicht die Leitung unserer Abteilung übergebe.«

»Ich glaube, daß dies eine gute Entscheidung wäre, aber da habe ich Ihnen nicht hineinzureden.«

»Es macht nichts, wenn man sich einmal mit einer Außenstehenden

darüber unterhält.«
Sheila kam es vor, als würde jede von ihnen um den heißen Brei herumreden. Auch sie wußte nicht genau, wie sie das Gespräch auf eine bestimmte Richtung lenken sollte, wurde dann direkt, indem sie sich erkundigte, ob Bella Benson sich vorhin in ihrem Salon aufgehalten hatte.
»Ich?« Bella schüttelte den Kopf. »Nein, ich war die Zeit über in meinem Büro.«
»Das kann ich nur schwerlich glauben, denn Sie sind in ihrem Salon gesehen worden. Ich habe eine Zeugin.«
»Janine?«
»Wer es ist, spielt wohl keine Rolle, aber Sie sind gesehen worden.«
Bellas Blick wurde ein wenig lauernd. Sie kniff die Augen sogar leicht zusammen, beugte sich dann vor und öffnete den Deckel eines kleinen Kästchens, um eine Zigarette hervorzunehmen.
Die braucht Zeit, um zu überlegen, dachte Sheila, womit sie den Nagel auf den Kopf traf.
Bella Benson zündete sich das Stäbchen umständlich an, blies den Rauch gegen die Decke und begann zu sprechen. »Sie sind eine wirklich solvente Kundin, Mrs. Conolly, und werden auch, wie Sie zugegeben haben, gut bei uns bedient. Deshalb wundert es mich, daß Sie sich für Dinge interessieren, die eigentlich nur mich etwas angehen. Es spielt doch wirklich keine Rolle, ob ich nun durch meinen Salon gegangen bin oder nicht. Das ist zweitrangig.«
»Da bin ich anderer Meinung!« konterte Sheila.
»Aus welch einem Grund?«
»Weil ich etwas klargestellt haben möchte.«
»Und was, bitte sehr?«
»Haben Sie eigentlich Angst vor einem Spiegel?« erkundigte sich Sheila lauernd.
Bella Benson schwang die Beine von der Couch und setzte sich so, daß die Füße den Boden berührten. Sie ließ den Rauch durch die Nasenlöcher ausströmen und schüttelte den Kopf. »Diese Frage verstehe ich überhaupt nicht. Aus welch einem Grunde sollte gerade ich, die Inhaberin eines Kosmetik-Salons, Angst vor einem Spiegel haben? Nein, Mrs. Conolly, da komme ich nicht mit. Ehrlich nicht.«
»Ich gebe zu, daß meine Frage etwas außergewöhnlich ist, aber ich habe meine Gründe.« Während Sheila die Worte sprach, ließ sie die Tasche von der Schulter rutschen, stellte sie neben sich auf die Sesselfläche und zog den Reißverschluß auf.
»Was machen Sie da?«
»Werden Sie gleich sehen, Miß Benson«, erwiderte Sheila, griff in die Tasche und holte einen viereckigen Gegenstand hervor, der in ihrer Handfläche verschwand. »Ich möchte Ihnen etwas zeigen, Miß

Benson.«

»Und was?«

»Kommen Sie doch bitte näher, wenn es Ihnen nichts ausmacht.«

Bella Benson zögerte. Ihr Gesicht wirkte plötzlich hart. In den Augen lag ein lauernder Ausdruck.

»Bitte…«

Die Benson hob die Schultern. »Gut, wie Sie wünschen, Mrs. Conolly. Ich tue Ihnen den Gefallen.« Sie stemmte sich von der Couch hoch und beugte sich über den Glastisch, der zwischen den beiden Frauen stand.

Sheila hatte ihren Arm schon ausgestreckt. Als die Frau sich jetzt vorbeugte, drehte sie blitzschnell die Hand um.

Jetzt lag die viereckige Fläche des Spiegels genau so, daß Bella Benson hineinschauen mußte, Sie tat es auch.

Doch Sheila sah kein Spiegelbild.

Bella Benson war nicht normal!

***

Für Sekunden schien die Szene einzufrieren. Keine der beiden Frauen rührte sich. Sie starrten sich nur an, wobei Sheila noch zur Seite schielte, damit sie in den Spiegel schauen konnte. Nichts zeichnete sich auf der glänzenden Fläche ab. Nicht einmal ein Schatten oder ein Hauch, der Spiegel blieb blank.

Sheila war es, die als erste den Blick senkte. Dabei zuckte sie mit den Augenwimpern, dann zog sie die Hand zurück und ließ den Spiegel wieder verschwinden. Ihr Atem war kaum zu hören, weil sie den Mund geschlossen hielt und nur durch die Nase Luft holte.

Auf ihrer Stirn glitzerten plötzlich kleine Schweißperlen. Diese Reaktion wurde von Bella Benson genau registriert.

Sie lachte leise. »Wissen Sie es?«

»Was soll ich wissen?« fragte Sheila flüsternd.

Bella nahm wieder Platz. Ihre Bewegungen hatten nichts von der Geschmeidigkeit verloren. »Daß ich ein Vampir bin, Mrs. Conolly!«

Sie breitete die Arme aus und legte sie auf die Lehne der Couch.

»Ich bin ein Vampir, ein Blutsauger. Sie hatten schon den richtigen Verdacht, meine Liebe.«

Sheila konnte erst einmal nichts erwidern. Sie schaute auf die Tischplatte und sah ihr Spiegelbild, das verwaschen wirkte. Da Bella Benson ihren Status so offen zugegeben hatte, mußte sie sich sehr sicher fühlen. So sicher, daß sie es ruhig vor Zeugen vertreten konnte, denn die würden kaum noch reden können.

Sheila kannte das Spiel, ihr Herz klopfte plötzlich schneller, und das Blut stieg ihr in den Kopf. Auch drehten sich die Gedanken um Bill, ihren Mann. Der hockte in einem Lokal in der Fleet Street und würde erst in vielleicht knapp einer Stunde kommen. Sheila hatte ihm da

eine genaue Zeitangabe gesagt.

Sie dachte aber auch an Jane Collins. Die Detektivin hatte es damals nicht geschafft. Sie war von einem unheimlichen Geist besessen, einem Geist des Bösen, und stand nun auf der anderen Seite. Sie kämpfte gegen ihre ehemaligen Freunde. Sheila hatte plötzlich große Angst, daß es ihr ebenso ergehen könnte, und sie zitterte innerlich. Obwohl die Lage äußerlich entspannt wirkte, war sie doch sehr brisant.

Bills Frau hob den Blick.

Bella Benson hatte sich verändert. Sie gab sich jetzt keinerlei Mühe mehr, ihre wahre Natur zu verbergen, denn ihre Lippen waren zurückgezogen und sie zeigte sich nun in ihrer wahren Gestalt, als Blutsaugerin.

Die aus dem Oberkiefer rechts und links ragenden Zähne waren nicht so lang wie bei Vampiren, die Sheila schon des öfteren gesehen hatte. Sie kamen unwesentlich kürzer vor, aber sie waren vorn angespitzt und liefen zu wie kleine Messerklingen.

Damit würde sie es schaffen…

Sheila Conolly schüttelte sich, als sie das sah. Ihre Lippen hatte sie zusammengepreßt, die Gedanken beschäftigten sich fieberhaft mit einem Ausweg aus der Lage.

Noch stand sie der Frau allein gegenüber. Sheila wußte nicht, ob Bella Benson Helferinnen besaß, konnte es sich allerdings vorstellen, und bevor sie die rief, wollte Sheila versuchen zu verschwinden.

»Möchten Sie nicht wissen, Mrs. Conolly, wie es dazu gekommen ist, daß ich zu einem Vampir geworden bin?«

»Sie brauchen es mir nicht zu sagen.«

»Ich will es aber, denn Sie sollen sehen, was mit Ihnen unter Umständen geschieht. Vampire sind seit altersher durch einen Biß zu diesen Wesen geworden. Bei mir jedoch ist es anders. Es gibt da kleine, rote Pillen, die man nur einzunehmen braucht…«

»Ich kenne sie«, unterbrach Sheila die Ausführungen der Frau.

»Denn ich war selbst dabei, als sie hergestellt wurden. Damals, in Frankreich, nahe Paris.«

»Und du lebst noch?« wunderte sich die Benson.

»Ja, ich lebe noch. Und ich werde auch weiterleben, das habe ich mir fest vorgenommen.«

»Ich behaupte das Gegenteil«, erwiderte die Benson. »Am Leben wirst du zwar bleiben, aber es soll ein Leben sein, wie ich es für dich will. Schau mich ruhig genau an, so wirst auch du bald herumlaufen.« Sie lachte und griff gleichzeitig zum Telefon, das praktisch nur aus einem Hörer bestand. An der Innenseite des Hörers befand sich die Wähltastatur.

»Man hat mich vor einigen Leuten gewarnt«, erklärte die Benson.

»Dazu gehörten nicht nur John Sinclair und sein Freund Suko, sondern auch ein auf Conolly lautender Name. Du bist zwar nicht Bill Conolly, aber Sheila reicht auch. Vielleicht kann ich mit dir noch Geschäfte machen.«

Sie hatte kaum ausgesprochen, als die Verbindung zustande kam.

Sheila hörte zwar eine Männerstimme, aber sie konnte nicht verstehen, was gesagt wurde.

»Ich habe hier ein tolles Schäfchen, eine Sheila Conolly«, erklärte sie und wartete gespannt auf eine Antwort.

Der Mann am anderen Ende schien sich aufzuregen, denn seine Stimme klang plötzlich lauter. Auch jetzt konnte Sheila nichts verstehen, aber das Gesicht der Bella Benson nahm einen zufriedenen Ausdruck an. Bills Frau hatte sich sehr schnell entschlossen. Für sie gab es nur eine Chance. Sie mußte raus aus dem Büro. Flucht war die beste Möglichkeit.

Während die Benson noch telefonierte, schoß Sheila aus ihrem Sessel hoch, packte die Handtasche und lief zur Tür. Bella ließ sie laufen, Sheila wunderte sich schon und bekam Sekunden nach ihrem Entschluß bereits die Quittung.

Die Tür war verschlossen.

Sheila hatte auf die Klinke geschlagen, aber da tat sich nichts. Die Tür war zu.

In diesem Augenblick legte die Benson auf. Sheila hörte das Geräusch und drehte sich langsam um.

Die Frau saß da und lächelte. »Es ist vorbei, das habe ich dir doch gesagt. Du hättest nichts unternehmen sollen, Mädchen. Ich wußte schon vorher, wer du warst und hatte dich immer genau unter Kontrolle, Es machte mir Spaß zu wissen, daß mich eine Frau besuchte, die bekannt ist mit einem Todfeind der Schwarzblütler. Daß es zur Eskalation kam, dafür kann ich nichts.«

Sheila hatte sich umgedreht. Mit dem Rücken preßte sie sich gegen das Holz der Tür. Sie schluckte ein paarmal und fragte: »Mit wem haben Sie telefoniert?«.

Die Benson lachte. »Ich kann mir vorstellen, daß du neugierig bist, Mädchen, und ich will deine Neugierde auch stillen. Ich habe mit einem Mann telefoniert, der auch dir ein Begriff sein sollte. Allerdings möchte ich seinen Namen nicht nennen, er stellt eine große Persönlichkeit hier in London dar.«

Sheila kannte Zusammenhänge. Sie war über viele Fälle informiert worden, und sie konnte sich sehr gut vorstellen, wem die Benson ihre großartige Nachricht überbracht hatte.

»Logan Costello!« sagte sie.

»Es stimmt, Mädchen. Es stimmt sogar genau. Ich bewundere deinen Scharfsinn, alle Achtung!«

»Dann kümmert er sich um die Vertreibung der verdammten Pillen, nicht wahr?«

»Möglich. So genau möchte ich dich doch nicht einweihen. Die Führung behalte ich hier, verstanden? Du wirst mir nur gehorchen, wie auch die anderen.«

»Es gibt noch welche?«

»Ja, ich habe drei Dienerinnen. Einmal May Fuller, dann Harriet Pierce und Linda Long.«

»Die kenne ich nicht.«

Die Benson lachte. »Kann ich mir vorstellen. Im Salon arbeiten sie nicht. Ich habe sie auch abgestellt. Sie kümmern sich um besondere Angelegenheiten. Manchmal werden uns auf eine Empfehlung hin Kunden geschickt, die mehr als nur eine einfache Kosmetik wollen. Um diese Leute kümmern sich meine Dienerinnen.«

»Und machen sie zu Vampiren, nicht?«

»Nein, nicht immer. Nur wenn wir einen besonderen Auftrag bekommen, werden die Leute umgebracht. Aber dann auf eine besondere Art und Weise. Wir trinken ihr Blut, ohne sie zu beißen. Es gibt da besondere Messer, die sehr scharf sind…«

»Hören Sie auf!« keuchte Sheila.

»Allmählich verlierst du die Nerven«, stellte Bella Benson fest und erhob sich.

Ihre Bewegungen glichen denen einer Raubkatze, als sie den Tisch und die Sitzgruppe passierte. Mit wiegenden Hüften kam sie auf Sheila zu, die augenblicklich eine Abwehrhaltung einnahm.

Zu einem Kampf zwischen den beiden kam es nicht, denn die Benson blieb mitten im Raum stehen.

Aber wie von Geisterhand geführt, öffneten sich plötzlich zwei Türen innerhalb der Holzverkleidung an der Wand. Die Türen waren so eingebaut, daß sie nicht auffielen, und als sie jetzt nach außen gedrückt wurden, verließen zwei Frauen die Verstecke dahinter.

Sie lächelten kalt, zeigten ihre Zähne, aber sie zeigten auch noch mehr.

Jede von ihnen hielt ein aufgeklapptes Rasiermesser in der rechten Hand…

***

Ich hatte einen Namen erfahren und war gespannt, wer oder was sich dahinter verbarg.

Die Arbeit eines Polizisten besteht auch zum großen Teil aus telefonieren. Gerade in diesem Fall konnte ich ein Lied davon singen.

Ich fand in der Wohnung ein Telefonbuch und schlug es auf.

Es gab zwar zahlreiche Bensons, aber den Namen Bella Benson fand ich sehr schnell. Er war fettgedruckt, zudem stand auch noch die

Adresse eines Schönheits-Salons darunter.
BELLA COSMETIC'S.
Da war ich richtig.
Mein Blick zuckte zwischen Buch und Telefon hin und her. Ich überlegte, ob ich bei dieser Firma anrufen sollte, entschied mich aber dagegen. Nein, dem Salon wollte ich einen überraschenden Besuch abstatten.
Aber Sir James mußte informiert werden.
Das tat ich mit wenigen Sätzen. Auch mein Chef zeigte sich sehr überrascht. Die Vampirpillen waren auch ihm ein Dorn im Auge.
Allerdings wußte er nicht, wo Suko und Shao sich aufhielten, so daß ich weiterhin gezwungen war, den Weg allein zu gehen.
In May Fullers Wohnung hatte ich nichts mehr zu suchen. Ich würde später nur noch dafür Sorge tragen, daß man den Sarg abtransportierte, aber das war nicht mein Bier.
Als ich die Wohnung verließ und auf den Gang hinaustrat, kam mir ein Nachbar entgegen. Links und rechts trug er zwei Einkaufstüten. Der Mann war etwa in meinem Alter, blieb stehen und schaute mich überrascht an.
»Was machen Sie denn da?« fragte er mich, wobei er die Tüten abstellte.
»Ich war in der Wohnung.«
»Einbrechen, wie?«
»Nein, nein«, antwortete ich hastig und zeigte ihm meinen Ausweiß, bevor er den Helden spielen konnte.
Er prallte zurück. »Polizei!« Dann lachte er auf. »Das mußte ja mal so kommen.«
»Wieso?«
»Na ja, dieses Weib hat ja einen entsprechenden Lebenswandel geführt, wie man allgemein annahm.«
»Und was nahm man so an?«
»Wissen Sie das denn nicht?«
»Nein.«
Er winkte ab. »Bewiesen ist noch nichts. Zudem soll man über andere Leute nicht so reden…«
»May Fuller ist tot.«
Da wurde er bleich. Schlagartig veränderte sich seine Gesichtsfarbe, er ging zwei Schritte zurück und lehnte sich gegen die Flurwand. »Damit habe ich nicht gerechnet. Ist sie… ist sie ermordet worden, Sir?«
»Nein.« Eine nähere Erklärung gab ich nicht.
Der Mann spielte mit dem Revers seines Mantels. »Ganz normal war die ja nicht.«
»Wieso?«

»Die war kaum zu Hause. Und wenn, dann hörte man seltsame Geräusche aus der Wohnung. Manchmal Schreie, und wir konnten auch einzelne Worte verstehen. Sie sprach von Blut und so…«

»Sonst ist Ihnen nichts aufgefallen?«

»Nur daß sie eben als Kosmetikerin arbeitete. Aber das hat kaum jemand geglaubt. Die meisten Hausbewohner waren der Meinung, daß sie auf den Strich gehen würde.«

»Was aber nicht bewiesen war.«

»Nein, und sie hat auch nie versucht, einen von uns anzumachen, wenn Sie das meinen.«

»Kennen Sie Kolleginnen von ihr? Hatte Mrs. Fuller des öfteren Besuch bekommen?«

»Nie, soviel ich weiß. Die war immer allein. Kam auch ganz selten zu uns.«

»Danke, das reicht. Ach so, noch eine Frage. Sie arbeitete bei Bella Cosmetic's, nicht?«

»Ja. Haben Sie da schon Bescheid gesagt?«

»Das werde ich, vielen Dank.«

Ich fuhr mit dem Lift wieder nach unten. Diese May Fuller hatte in der Tat ein seltsames Leben geführt. Aber welch ein Leben sollte man als Vampir schon führen? Normal konnte es nicht sein.

Über den Fall dachte ich auch weiterhin nach, während ich zum Parkhaus ging und den Bentley noch so vorfand, wie ich ihn verlassen hatte. Ich stieg wieder ein und verließ die unterirdische Halle. Draußen mußte ich die Scheinwerfer einschalten. Es war dunkel geworden, und über den Straßen lag ein leichter Dunst, eine Mischung aus Nebel und Abgasen.

Nicht eben gesundheitsfördernd.

Kurz vor Geschäftsschluß ist London ein einziger Parkplatz. Stop and Go, so hieß die Devise. Ich kam nur im Schritttempo voran und hatte Angst, daß ich mein Ziel nicht mehr rechtzeitig erreichte. Der Laden war bestimmt schon geschlossen.

Parken konnte ich auch nicht in der Nähe, so stellte ich den Bentley in ein Parkverbot. Über den Strafzettel, der nach meiner Rückkehr an der Scheibe kleben würde, ließ sich sicherlich reden.

Als ich ausstieg, umfing mich eine bunte Welt aus Leuchtreklamen und Lichtern.

In dieser Straße war alles vertreten. Geschäfte, Wohnhäuser, Kinos, ein kleines Theater und auch der Kosmetik-Laden. Hinter dem Schaufenster war es besonders hell, allerdings konnte ich nicht in das Geschäft hineinschauen.

Der Eingang lag neben dem Schaufenster. Ich ließ zwei Frauen passieren, die aus dem Laden kamen, und roch ihr Parfüm. Die waren vielleicht aufgeputzt.

Lachen durften sie nicht, dann wäre die dicke Schminke sicherlich abgebröckelt.

Nach den Frauen schlüpfte ich in das Haus und wurde von einem bedauernd lächelnden Mädchen begrüßt.

»Tut mir leid, Sir, aber für heute nehmen wir keine Kunden mehr an. Oder wollen Sie sich anmelden?«

Ich schaute auf das Namensschild des Mädchens, das es oben am Kittel trug. Janine, las ich dort. »Nein, Miß Janine, ich wollte keines von beiden, sondern mit der Besitzerin, Bella Benson, sprechen.«

Jetzt wurde auch die Stimme bedauernd. »Ich fürchte, Sir, Miß Benson wird keine Zeit für Sie haben. Wir können aber gern einen Termin vereinbaren, ich sage Ihnen Bescheid, wann…«

Ich schüttelte den Kopf. »Das möchte ich nicht. Ich muß jetzt mit ihr reden.«

»Sir, ich…«

Sie sprach nicht mehr weiter, weil sie einen Blick auf meinen Ausweis geworfen hatte. »Sagt Ihnen das etwas, Miß Janine?«

»Scotland Yard?«

»Genau.«

Janine holte tief Luft. Sie war ein wenig durcheinander, ihre fahrigen Handbewegungen verrieten dies.

»Kann ich jetzt mit ihr reden?«

»Ich weiß es nicht.«

»Können Sie Miß Benson erreichen? Ist sie noch hier?«

»Allerdings.«

»Dann sehe ich kein Problem.«

Sie nickte. »Gut, Mr. Sinclair, warten Sie. Ich werde telefonieren.«

Sie drehte sich um und ging zu einem Apparat, der an der Wand hing. Janine nahm den Hörer ab und wählte drei Nummern. Eine Weile lauschte sie und wollte schon auflegen, als sich doch noch jemand meldete. Janine sprach sehr schnell, sie sagte auch, wer ich war, und sie bekam eine Antwort.

»Ja, ich werde es ihm sagen.« Sie drehte sich um, wobei sie lächelte. »So, Mr. Sinclair, Sie können zu Bella Benson gehen.« Dabei schaute sie auf die Uhr. »In fünf Minuten. Ich werde Sie führen.«

»Danke sehr. Leisten Sie mir auch so lange Gesellschaft?«

»Wenn Sie es wünschen.«

»Gern.«

Wir gingen allerdings in den Kosmetikraum, wo wir auch Sitzplätze fanden.

Die Mädchen hatten Feierabend gemacht, waren dabei, aufzuräumen und einige Geräte mit Hauben abzudecken, damit sie nicht verstaubten.

»Hier wird man also schöngemacht«, sagte ich und schaute mich

interessiert um. Manche Arbeitsplätze sahen aus wie die verkleinerte Praxis eines Arztes. Da blitzten die Instrumente, da gab es Wässerchen, Schalen und Pülverchen.

Keine Welt für mich.

»Die Leute kommen gern und freiwillig hierher«, erklärte mir Janine.

Ich schaute sie an. Das Mädchen machte mir einen etwas nervösen Eindruck, es schien froh zu sein, wenn es mich los war und die fünf Minuten um waren.

Weshalb?

»Sie haben also gut zu tun«, stellte ich fest. »Trotz Wirtschaftskrise?«

»Ja, wir sind ausgefüllt.«

»Was ist Ihre Chefin eigentlich für ein Typ?« wechselte ich das Thema. »Kommen Sie gut mit ihr zurecht?«

»Natürlich.«

»Sie hat den Salon hier aufgebaut?«

»Ja.«

Ich wollte Janine fragen, von welchem Geld, aber ich verschluckte die Worte, denn die Zeit war um, und Janine schien mir sichtlich erleichtert zu sein.

»Wenn Sie mir dann folgen würden«, sagte sie.

»Gern«, erwiderte ich und stand auf…

***

Drei Gegner standen vor Sheila Conolly.

Drei Frauen, Vampirinnen, und zwei von ihnen waren mit Rasiermessern bewaffnet.

Sie trugen noch ihre Arbeitskleidung, einen grünen Kittel, doch Sheila glaubte nicht daran, daß sie auch innerhalb des Kosmetik-Salons arbeiteten.

Eine von ihnen hatte blonde Haare. Für eine Frau war sie ziemlich groß. Der Mund schimmerte breit, und unter dem Kittel malte sich eine etwas starke Figur ab.

Dieses Wesen hatte Kraft…

Die andere wirkte fast zierlich. Knabenhaft. So hatte sie auch das Haar geschnitten, zudem trug sie es gescheitelt. Wie ein dunkler Pelz lag es auf ihrem Kopf, die Augen glühten düster.

»Das ist Harriet Pierce«, sagte Bella Benson und deutete auf die Blonde.

Demnach mußte die andere Linda Long sein.

Und zwischen ihnen stand Bella Benson. Von beiden hatte Sheila nichts Gutes zu erwarten, dafür sprachen allein die Rasiermesser.

Die Benson deutete in die Runde. »Ich habe mir vorgenommen, dir die Wahl zu lassen, Sheila. Entweder werden wir dich umbringen und dein Blut trinken oder dich zu einem Vampir machen und weiterleben

lassen. Du hast die Wahl zwischen dem Messer und den Zähnen!«

Eine wirklich verfluchte Lage, in der sich Sheila Conolly befand.

Gab es Schlimmeres, als einem Menschen zu sagen, wie er sich sein Ende aussuchen konnte?

Sheila stellte fest, daß ihre Knie weich geworden waren. Auf ihren Handflächen hatte sich Schweiß gebildet. Sie schaute in die grinsenden Gesichter, der beiden Vampirinnen, und ihr Blick traf auch die blitzenden Klingen der Messer.

Gefühle wie Mitleid oder Gnade konnte man von den Wesen nicht erwarten. Die waren eiskalt, denn sie reagierten nicht mehr menschlich. Sie würden sich einen Spaß daraus machen, Sheila auf die eine oder andere Weise zu töten.

Damit mußte sie rechnen.

Sie blieb stehen. Verzweifelt dachte sie über einen Ausweg nach.

Wären es keine Blutsaugerinnen gewesen, hätte sie vielleicht den Hauch einer Chance gehabt, so aber entkam sie diesem Zimmer nicht mehr.

Ihr Blick wanderte. Er streifte auch das Fenster. Dies wurde von Bella Benson bemerkt.

Sie lachte nur. »Da kommst du nicht raus. Das Glas ist sogar schußsicher, wie man mir versichert hat. Nein, Sheila Conolly, es gibt keine Chance mehr für dich. Entscheide dich. Wie willst du getötet werden?«

Sheila zitterte. Angst hielt sie umkrallt. Diese Angst war wie würgende Hände, die sich unsichtbar ihrer Kehle genähert hatten und sie nun umklammerten.

Plötzlich konnte sie nicht mehr atmen. Die Luft wurde ihr knapp.

»Antworte!« forderte die Benson.

Da ballte Sheila die Hände. »Nein!« schrie sie den drei Weibern ins Gesicht. »Ich will leben, verdammt noch mal, ich will leben! Hörst du nicht? Hast du nicht verstanden!«

Die Handbewegung der Benson konnte man als verächtlich bezeichnen. Ihr Lächeln war kalt, zynisch und grausam. »Ich überlasse sie euch. Und ich überlasse es euch auch, wie ihr sie umbringt. Macht mit ihr, was ihr wollt. Nur eins will ich sehen und haben –Blut!«

Harriet Pierce und Linda Long nickten. Sie gingen ein wenig auseinander, so daß sie Sheila in die Mitte nehmen konnten…

***

Es tat dem Reporter Bill Conolly gut, mal wieder altbekannte Luft zu riechen.

Fleet Street. Das war etwas Besonderes. Da leuchteten die Augen eines Reporters auf, wenn er das hörte. Fleet Street, das bedeutete, in einer engen Straße den Duft einer großen weiten Welt zu schnuppern,

vermischt mit Druckerschwärze, dem Geruch von Papier und auch englischem Bier sowie dem Qualm zahlreicher Zigaretten.

Die Fleet Street hatte ihr Flair. Und dieses Flair besaßen auch die kleinen Lokale und Pubs, die rund um die Uhr geöffnet hatten, damit jeder zu jeder Zeit seinen Durst oder kleinen Hunger schnell stillen konnte.

Bill Conolly hatte alte Kumpel aus vergangenen Tagen getroffen.

Mit einem großen Hallo wurde er begrüßt, und er bestellte auch sofort eine Runde, sich selbst allerdings wollte er nicht mehr als ein Bier gönnen, er mußte schließlich Auto fahren.

Der Reporter fühlte sich in dem verräucherten Laden schon nach wenigen Minuten wieder sauwohl. Hier konnte man sich noch wirklich unterhalten, die Themen gingen nie aus, und auf einer großen Bildschirmwand erschienen in halbstündigem Abstand die neuesten Nachrichten aus aller Welt. An den Wänden hingen Zeitungsausschnitte, und der Wirt war selbst ein ehemaliger Pressemann, der den Laden in- und auswendig kannte.

Natürlich wurde Bill gefragt, wie er sich als »reicher« Mann so fühlte. Der Reporter winkte ab. »Ich bin so reich, daß ich noch als freier Mitarbeiter für verschiedene Zeitschriften mein Geld verdiene.«

»Hält deine Frau dich so kurz?«

»Das nicht, aber wir versuchen, normal zu leben.«

Hin und wieder wurden Gesprächspartner abgerufen, weil sie in die Redaktionen mußten. Der Wirt hatte drei Telefone aufstellen lassen, damit die einzelnen Gäste schnell erreichbar waren.

Die Zeit verging wie im Flug. Als Bill auf die Uhr schaute, da mußte er sich schon beeilen.

»Verdammt, ich muß weg«, sagte er und winkte einem der Kellner, um die Rechnung zu begleichen.

Die anderen beschwerten sich. »Der Tag hat doch erst begonnen.«

»Das ist nicht mehr so wie früher, Freunde. Ich habe auch einen Sohn, der auf seinen Vater wartet.«

»Na denn…«

Bill erhob sich, nickte den alten Freunden und Bekannten noch einmal zu und verließ das Lokal.

Draußen schüttelte er den Kopf. Seine Augen brannten vom vielen Rauch. In der Kneipe hätte man die Luft wirklich schneiden können, so dicht war sie geworden.

Den Porsche hatte er auf einem kleinen Parkplatz abgestellt. Er kannte ihn noch aus früherer Zeit. Im Laufschritt lief Bill Conolly zu seiner flachen Flunder.

Noch schneller schien ihm die Uhr zu laufen. Wenn er auf den dichten Verkehr in der Fleet Street schaute, wurde ihm ganz anders.

Eigentlich sah es überall in London so aus. Er rechnete jetzt schon

mit einer Verspätung. Sheila würde ganz schön sauer sein. Was nutzte es? Als Mann brauchte man mal hin und wieder ein Gespräch unter Männern.

Bill hatte richtig getippt. Ein paarmal blieb er im dichten Verkehr stecken. Da nutzte auch kein Trommeln auf dem Lenkradring, er kam einfach nicht weiter.

Ein paarmal überholte er ziemlich waghalsig und nutzte dabei die Beschleunigung seines Wagens aus. Trotz allem erreichte er eine Viertelstunde später als abgemacht sein Ziel.

Bill fuhr langsamer. Der Salon hatte schon geschlossen. Nur die Reklame brannte noch.

Allerdings wunderte sich der Reporter, daß er keine Spur von seiner Frau entdeckte. Er hatte erwartet, Sheila vor dem Laden zu finden. Nicht eine Haarspitze sah er von ihr.

Er schüttelte den Kopf, suchte eine Lücke, und stellte den Porsche schließlich halb auf den Gehsteig, wobei die Schnauze auf eine Hauswand hinwies.

Dann stieg er aus.

Es konnte natürlich sein, daß es Sheila erstens zu kühl und zweitens zu langweilig geworden war, draußen vor dem Salon zu stehen. Vielleicht war sie in eines der Lokale gegangen, die sich ebenfalls in dieser Straße befanden.

Bill suchte die Fassaden ab.

Es gab mehrere Pubs. Allerdings machten alle den Eindruck, der eine Frau eher abstieß. Sheila würde allein nicht in diese Dinger gehen, wo zudem noch ein Programm lief, das sich aus Pornofilmen zusammensetzte.

Ein Café gab es auch. Im Bistrostil war es eingerichtet worden, aber es hatte schon geschlossen.

Bill blieb nichts anderes übrig, als den Rückweg anzutreten. Er passierte seinen Wagen und baute sich schließlich vor dem Kosmetik-Salon auf. Die Werbung – sie setzte sich aus dem Namen des Salons zusammen – überschüttete ihn intervallweise mit rotem und gelben Licht. Von Sheila aber war nichts zu sehen.

Das ärgerte Bill. Allerdings war er ehrlich genug, um sich einzugestehen, daß er eigentlich die Schuld daran trug, weil er sich von seinen alten Freunden nicht früh genug hatte lösen können.

Bill zündete sich eine Zigarette an. Beunruhigt war er noch nicht.

Er wollte noch eine Viertelstunde Wartezeit dranhängen, um danach bei sich zu Hause anzurufen. Vielleicht hatte Sheila ein Taxi genommen und war schon vorgefahren.

Wenn sie sauer war, traute er ihr eine solche Reaktion durchaus zu.

Kaum hatte er zwei Züge geraucht, als schräg hinter ihm die Eingangstür des Salons aufgezogen wurde. Bill drehte sich um und

sah, daß ein junges Mädchen den Laden verließ.

Der Reporter stutzte, denn er hatte die Kleine erkannt. Das war Janine, die Person, die Sheila behandelte. Er hatte sie mal flüchtig gesehen. Auch Janine schien ihn zu erkennen, denn sie stutzte ebenfalls, als sie Bill Conolly sah.

»Kennen wir uns nicht?« fragte der Reporter. »Sie sind Janine, nicht wahr?«

»Ja.«

»Ich bin Bill Conolly.«

Erkennen zeichnete sich auf dem Gesicht des Mädchens ab. »Ja, jetzt erinnere ich mich auch wieder. Sheila ist ihre Frau.«

»Genau, und die suche ich.«

Janine runzelte die Stirn. »Ist sie denn noch nicht herausgekommen?« wunderte sie sich.

»Nein.«

»Das ist seltsam.«

»Wieso?«

Janine biß sich auf die Lippe. »Wir waren schon ziemlich früh fertig. Vor über einer Stunde, aber Ihre Frau wollte noch unbedingt mit meiner Chefin reden.«

»Worüber?«

»O, das hat sie mir nicht gesagt. Mr. Conolly. Es hat mich auch nicht zu interessieren, aber eine Beschwerde über mich wird es wohl sicherlich nicht gewesen sein.« Sie lächelte.

»Das kann ich mir vorstellen.« Bill überlegte. »Kann sie denn durch einen anderen Ausgang den Salon verlassen haben?« erkundigte er sich.

»Ja und nein.«

»Wieso?«

»Es gibt natürlich zwei Ausgänge. Einer befindet sich an der Rückseite, aber den wird Ihre Frau wohl nicht genommen haben, da sie dann in einen schäbigen Hinterhof geraten wäre.«

Bill nickte. »Damit können Sie recht haben.« Er schaute auf. »Nur weiß ich immer noch nicht, wo Sheila steckt, und das beunruhigt mich, ehrlich gesagt.«

»Sie wollte nur zu Mrs. Benson.«

»Kannte meine Frau Ihre Chefin?«

Das Mädchen hob die Schultern. »Ich glaube nicht. Ist aber möglich, so genau haben wir nicht darüber gesprochen.«

»Mrs. Benson ist noch im Haus?« fragte Bill.

Janine nickte. »Klar, sie ist noch da. Ich habe sie wenigstens nicht hinausgehen sehen.«

»Dann bedanke ich mich bei Ihnen«, sagte Bill, als er sah, daß Janine einen Blick auf die Uhr warf.

»Sie wird schon zu Ihnen kommen«, sagte das Mädchen zum Abschied und lachte.

Bill lächelte ebenfalls. Er machte sich gleichzeitig Gedanken. Es war einfach nicht Sheilas Art, so mir nichts dir nichts wegzubleiben.

Bill war davon überzeugt, daß etwas anderes dahintersteckte. Doch er wollte Gewißheit haben und erst einmal zu Hause anrufen. Eine Telefonzelle befand sich in der Nähe. Sie war sogar leer, Bill schlüpfte hinein und wählte.

Das Kindermädchen hob ab. Schon daran erkannte der Reporter, daß seine Frau nicht im Haus war. Trotzdem fragte er noch und bekam eine negative Antwort.

»Gut«, sagte Bill, »ich melde mich dann wieder.« Er legte auf, verließ das rote Gehäuse und stutzte.

Da stand ein Bentley ganz in der Nähe. Nun fahren in London zahlreiche Wagen dieser Marke, auch silbergraue, doch Bill ging trotzdem näher und schaute nach dem Nummernschild.

Sein erster, flüchtiger Verdacht wurde im nächsten Augenblick zur Gewißheit. Er kannte das Fahrzeug, es gehörte seinem Freund John Sinclair.

Demnach mußte sich der Geisterjäger in der Nähe befinden!

Wenn das keine Überraschung war. Bill atmete tief ein. Was wollte John hier? Hing sein Erscheinen vielleicht mit dem Verschwinden von Sheila Conolly zusammen?

Plötzlich kam alles auf einmal, und Bill spürte, wie ihm der kalte Schweiß auf die Stirn trat.

Da war etwas geschehen, daran gab es nichts mehr zu rütteln.

Gern hätte er jetzt mit Janine weitergesprochen, aber sie war längst im Gewühl der zu den Bussen und U-Bahnen eilenden Menschen verschwunden.

Was konnte er tun?

Janine hatte davon gesprochen, daß sich Bella Benson noch innerhalb des Hauses befand. Ihr wollte Bill Conolly einen Besuch abstatten und ihr einige unangenehme Fragen stellen.

Als er wieder vor dem Salon stand, stellte er fest, daß er nicht mehr durch die Eingangstür kam. Sie war abgeschlossen, und aufbrechen wollte Bill sie nicht. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als nach dem zweiten Weg zu suchen, dem Hintereingang.

Bill forschte nach einem Durchschlupf, durch den er in den von Janine bereits erwähnten Hinterhof gelangen konnte. Der Reporter schritt an der Hausfassade entlang und entdeckte drei Häuser weiter eine Einfahrt, deren Tore offenstanden.

Es kümmerte sich niemand um ihn, als er in die Einfahrt hineinschaute, und es interessierte sich auch keiner für seine Person, als er den Gehsteig verließ und in der Einfahrt verschwand.

Der Hinterhof war düster. Allerdings nicht stockdunkel, es mußte irgendwo Licht brennen.

Auf leisen Sohlen bewegte sich Bill Conolly voran. Feinde erwarteten ihn nicht, es lauerte auch niemand auf ihn, er sah nur die abgestellten Wagen im Hof.

Unter anderem einen flachen Italiener, dessen gelber Lack die Farbe eines Kanarienvogels zeigte. Dieser Wagen war ein verdammt teures Importstück, ein Lamborghini. Wer groß geraten war und in ihn einsteigen wollte, mußte erst Turnübungen veranstalten.

Bill schaute in den Wagen hinein. Er war leer bis auf einen Schminkkoffer. Der stand auf dem Beifahrersitz.

Bill Conolly wunderte sich über die Größe des Hofes. An der rechten Seite zog er sich soweit hin, daß er auch das Haus erreichte, in dem Bella Benson ihren Salon führte.

Der Reporter stellte keine langen Überlegungen an, er machte sich auf den Weg.

Zum Glück lag nicht so sehr viel Gerümpel herum, Bill brauchte vor Stolperfallen kaum Angst zu haben. Dafür mußte er den abgestellten Wagen ausweichen und wurde auch nicht schief von irgendwelchen Leuten angesehen, die durch die Hinterausgänge ihre Wohnungen verließen, um zu ihren Fahrzeugen zu gelangen.

Bill wurde als ein Mann akzeptiert, der ebenfalls hier irgendwo seinen Wohnsitz hatte.

Als er glaubte, die Rückseite des Kosmetiksalon erreicht zu haben, blieb er stehen.

Es brannte kein Licht in Höhe der schmalen Außentür.

Allerdings fiel ein genügend heller Schein aus den erleuchteten Fenstern in den oberen Etagen. Manchmal schimmerte das Licht auch bläulich, ein Zeichen, daß Fernsehapparate eingeschaltet waren.

In langen Streifen fiel es an der Fassade entlang. Bill hatte eine schreckliche Angst um Sheila. In den letzten Minuten war ihm klargeworden, daß etwas mit ihr geschehen sein mußte, und er wollte es genau wissen.

So lautlos wie möglich huschte er auf den Eingang zu und schaute sich die Tür an.

Sie sah verschlossen aus, und als er die Klinke nach unten drückte, mußte er feststellen, daß sie tatsächlich nicht zu öffnen war.

Was tun?

Der Reporter trat einen Schritt zurück. Er schaute noch nach, ob die Luft rein war, sah nur den letzten Wagen abfahren und entdeckte im aus den Fenstern fallenden Streulicht einen Stein, der genau in seine Faust paßte.

Damit stand sein Entschluß fest.

Bill Conolly nahm den Stein in die Hand, wickelte ein Taschentuch

darum, trat noch dichter an die Hauswand, hob seinen rechten Arm und schlug zu.

Sein Ziel war die Scheibe eines Fensters!

***

Auf diesen Befehl hatten die beiden Blutsaugerinnen gewartet. Jetzt kamen sie endlich an ihr Opfer heran. Geduckt schlichen sie näher, und der weiche Teppich dämpfte ihre Schritte bis zur absoluten Lautlosigkeit.

Bella Benson aber machte es Spaß, ihnen zuzusehen. Sie lehnte sich bequem zurück und löschte sogar noch eine Lampe, so daß der große Raum im Halbdämmer lag und die richtige Atmosphäre für die Untat der weiblichen Vampire bekam.

Die Benson fieberte. Ihr Körper verschwand im Schatten. Nur das Gesicht leuchtete weißlich, die Augen darin wirkten wie zwei dunkle Monde.

Wo sollte Sheila hin?

In den letzten Sekunden hatte sie verzweifelt nach einem Ausweg gesucht. Jetzt, wo die Gefahr größer geworden war, wich seltsamerweise die Angst. Sheila konzentrierte sich auf den tückischen Angriff, und sie dachte dabei an ihre Familie, vor allen Dingen an den kleinen Johnny, der die Mutter brauchte.

Nein, sie wollte sich nicht einfach umbringen lassen. Eine Waffe besaß sie nicht. Sheila mußte sich auf ihre Hände verlassen.

Das war schwer genug, denn auf dem Gebiet der Selbstverteidigung war sie nicht ausgebildet.

Die Kleine kam zuerst. Linda Long, hieß sie. Sie hatte den rechten Arm halb erhoben und gleichzeitig angewinkelt, so daß die Klinge des Rasiermessers in ihrer Augenhöhe eine Linie bildete. Darunter begann der andere Teil des Gesichts, wobei sie den Mund geöffnet hatte, so daß Sheila ihre matt schimmernden Vampirzähne genau erkennen konnte.

Bills Frau ließ die Umhängetasche von der Schulter rutschen. Die Bewegung war nicht sehr schnell durchgeführt worden, Linda sollte auch keinen Verdacht schöpfen, aber dann explodierte Sheila.

Nicht nur sich selbst wuchtete sie vor, sondern auch die ziemlich schwere Tasche.

Beide zusammen krachten gegen Linda.

Zuerst die Tasche. Dabei hatte Sheila so gezielt, daß sie gegen den Messerarm wuchten mußte, wenn sie traf. Und sie hatte Glück. Bevor Linda ausweichen konnte, wurde sie erwischt.

Als Untote verspürte sie zwar keine Schmerzen, aber einem nicht erwarteten Aufprall dieser Wucht konnte auch sie nichts entgegensetzen. Sie flog zurück.

Mit den Armen ruderte sie, verlor den Halt und fiel zu Boden.

Weshalb sie dabei ihre rechte Faust öffnete, wußte sie wohl selbst nicht, aber Sheila sah es, und da sie dem Wesen am nächsten stand, nahm sie die Gelegenheit wahr.

Ihr Schritt glich einem Spagat, so groß war er gezogen. Und mit der Fußspitze erreichte sie das Messer. Bevor Linda zugreifen konnte und sich dabei fauchend herumwarf, hatte Sheila die Waffe schon weggekickt. Mit dem linken Fuß trat sie noch kräftig zur Seite hin aus und erwischte die Vampirin im Gesicht.

Die Stiefel besaßen zwar keine hohen Absätze, aber der Druck der niedrigen reichte auch.

Linda Long war erst einmal mit sich selbst beschäftigt, und Sheila konnte sich um das Messer kümmern.

Sie riß es so an sich, wie ein halb Verdursteter die lebensrettende Wasserflasche, und sie fuhr sofort mit der aufgeklappten Waffe in der Hand herum.

Hinter ihr hatte schon die zweite gestanden.

Aber Sheila war schneller als Harriet Pierce.

Ihr Arm schnellte vor. Gleichzeitig bewegte sich die rechte Hand zur Seite, und sie spürte plötzlich den Widerstand, wobei ihr klar war, daß sie getroffen hatte.

Sie sah es eine halbe Sekunde später.

Von einer Wange zur anderen klaffte der Riß im Gesicht der Blutsaugerin. Sogar der Nasenrücken war gespalten, und die Wunde, aus der ein wäßrig wirkendes Blut tropfte, entstellte das Gesicht des Wesens zu einer schrecklichen Grimasse.

Dennoch lachte sie.

Es war ein gemeines, häßliches und böses Lachen, das sie Sheila buchstäblich entgegenschleuderte und der Frau klarmachen sollte, nicht auf der Verliererstraße zu sein.

Vampire können auf diese Art und Weise nicht sterben! Wieder wurde Sheila daran erinnert, und sie stellte auch fest, daß ihre Chancen nach wie vor mies standen.

Schnell sprang sie zur Seite.

Dabei hörte sie, wie Bella Benson in die Hände klatschte. »Ja!« rief die Anführerin, »so ist es gut. Endlich mal ein Opfer, das sich wehren kann. Los, zeigt es ihr!« Sie feuerte ihre beiden Komplizinnen heftig an.

Wieder mußte Sheila zurück, denn Linda Long hatte sich ebenfalls erhoben.

Sie schäumte vor Wut, und sie stürzte sich voller Haß und Zorn auf ihre Gegnerin.

Sheila empfing sie mit einem Messerschlag und einem Tritt. Der Tritt traf, das Messer ebenfalls. Allerdings nicht ihm Gesicht. An der Hand

hinterließ die Klinge einen tiefen Einschnitt, rutschte ab und sägte in die Kleidung.

Der Kittel war locker und warf Falten. Zwar durchschnitt die Klinge den Stoff, aber wie der Zufall oder Teufel es wollte, verhakte sie sich dennoch. Sheila mußte zerren, um ihre Hand wieder freizubekommen. Und das merkte auch Linda.

Ihre Handkante kam wie ein Fallbeil. Sie fiel von oben nach unten, und sie traf genau dort, wo sie auch treffen wollte.

Sheila Conolly stöhnte vor Schmerzen. Ihr Mund öffnete sich, sie verzog das Gesicht, und Angst nistete in ihren Augen. Damit hatte sie nicht gerechnet und sie hatte das Gefühl, als wäre ihre Hand gebrochen, und sie mußte die Klinge loslassen.

Das Messer fiel zu Boden.

Linda Long lachte fauchend, sprang Sheila an und schlug nach ihr. Beide Hände hatte sie genommen, die Finger waren gekrümmt, und Sheila spürte an der rechten Halsseite die scharfen Nägel, die ihre Haut aufrissen. Die andere Hand verhakte sich in ihrer Kleidung, zerrte und riß, und ein gemeiner Kniestoß brachte Sheila ins Stolpern.

Sie ließ Linda nicht los, riß sie mit einer Hand mit, so daß die Long auf sie fiel.

Der weiche Teppich dämpfte Sheilas Aufschlag mit dem Hinterkopf. Dann aber sah sie das Gesicht der Blutsaugerin vor sich und auch den aufgerissenen Mund mit den beiden widerlichen Vampirzähnen.

Wenn diese Zähne zuhackten, konnte das ihr Ende sein.

Sheila stemmte sich hoch. Linda war ein Leichtgewicht, und gleichzeitig stieß Sheila noch mit dem Kopf zu, so daß sie und ihre Gegnerin aus dieser Lage in eine andere gebracht wurden. Sie klammerten sich weiter gegenseitig fest und rollten über den Boden, angefeuert von dem Lachen der Bella Benson.

Bis Sheila einen reißenden Schmerz spürte. Ihr gesamter Kopf schien zerspringen zu wollen und eingehüllt zu sein in einem Kranz aus lodernden Flammen.

Er brannte jedoch nicht. Für diesen Schmerz zeichnete sich etwas anderes verantwortlich.

Harriet Pierce hatte sich unbeobachtet von Sheila an sie herangeschlichen und in ihr Haar gegriffen.

Mit aller Kraft zog sie daran.

Sheila wurde fast verrückt. Sie glitt unter Linda weg, die auf allen vieren davonkroch und ihr entfallenes Messer aufheben wollte. »Ich hole es!« kreischte sie. »Ich hole es, verdammt! Ihr werdet euch wundern, alle…«

Die Blutsaugerin war wie von Sinnen, während Sheila versuchte, sich aus dem Griff zu befreien.

Harriet hielt eisern fest. Da konnte Sheila schlagen und trampeln,

sich gegen den Boden stemmen und wer weiß was nicht alles tun, sie hatte keine Chance gegen die Kräfte des untoten Wesens.

Die beiden Vampire waren perfekt aufeinander eingespielt. Während eine Sheila an den Haaren in Richtung Tür zog, kam Linda schleichend mit dem Messer heran.

Sie hatte sich dabei gebückt, die Arme ausgebreitet, und im Dämmerlicht sah ihr Gesicht aus wie eine verzerrte Horrorfratze aus dem tiefsten Dschungel.

»Jetzt stirbst du!« flüsterte sie. »Verdammt, ich werde dir die Kehle durchschneiden.« Sie war rasend und würde diesen Vorsatz auch in die Tat umsetzen, dessen war Sheila sicher.

Sie trat nach Linda, traf sie auch, verzögerte ihren Tod, dann warf sich Linda mit ihrem gesamten Körpergewicht auf Sheila Conolly, die noch immer an den Haaren festgehalten wurde und sich vor lauter Schmerzen nicht wehren konnte.

»Jetzt!« schrie Linda Long, hob den Arm mit dem Rasiermesser und zuckte zusammen, als das Telefon schrillte…

***

Auch Sheila hatte das Geräusch vernommen. Harriet Pierce ebenfalls, sie erstarrten.

Bills Frau traute sich nicht, unter Linda Long hinwegzukriechen.

Die Hand mit dem Messer schwebte nach wie vor über ihr und Linda hätte sie nur fallen zu lassen brauchen, um Sheilas Kehle aufzuschlitzen.

Ein wütender Fluch ertönte aus der Ecke, wo Bella Benson stand.

Mit dem Telefon hatte sie nicht gerechnet.

Sie ließ es einige Male schellen, gab auch keinen weiteren Befehl mehr und hob ab.

»Ja, Janine, was ist denn?« Sie hörte zu, stand auch während des Telefonats im Schatten, so daß keine ihrer Dienerinnen die Reaktion sehen konnte.

»Ist er wirklich da?« Die Benson schüttelte den Kopf, als wollte sie es kaum glauben. Ihr Gesicht hatte sich verhärtet, die Züge waren kantiger geworden, schließlich sagte sie: »In fünf Minuten soll er herkommen, aber nicht früher. Sorgen Sie dafür, Janine.«

Dann legte sie auf, drehte sich scharf um und trat aus dem Schatten hervor.

Langsam drehte Linda Long den Kopf, ohne allerdings das über Sheila schwebende Messer wegzunehmen. »Soll ich sie töten?« hauchte sie.

»Nicht hier. Ich bekomme Besuch. Schafft sie in den Keller. Dort macht sie meinetwegen fertig!« Es war der Frau anzumerken, wie sehr sie sich ärgerte, und als sich ihre beiden Komplizinnen nicht rührten,

da wurde sie wütend und kreischte: »Los, beeilt euch, schafft dieses Weibstück raus!« Sie lief selbst zu einer der beiden Geheimtüren und öffnete sie.

Linda und Harriet reagierten jetzt. Obwohl Sheila sich wehrte, hatte sie keine Chance gegen die harten Griffe der untoten Wesen.

Sheila wurde fortgeschleift und auch durch die Tür gezogen, hinter der ein düsterer Gang begann.

Bella Benson hämmerte die Tür zu, schaltete auch die zweite Lampe wieder ein, löste die Sperre des Eingangs und fuhr durch ihr Haar, als es schon klopfte.

»Come in!« rief sie…

***

Ich hörte die Aufforderung und öffnete die Tür. Zunächst war ich überrascht, denn so ein Büro hatte ich nicht erwartet. Es war gediegen eingerichtet und besaß ziemlich große Ausmaße. Da konnte man nur anerkennend nicken, doch aus diesem Grunde war ich nicht hergekommen, ich wollte mit Bella Benson über May Fuller reden.

Die Chefin des Kosmetik-Salons kam mir entgegen. Sie reichte mir sogar die Hand und sagte mit einer etwas rauchig klingenden Stimme: »Scotland Yard-Beamte hatte ich noch nie in meinem Büro. Sie sind wirklich der erste, Oberinspektor.«

»Danke.«

»Bitte nehmen Sie doch Platz.«

Während ich auf einen Sessel zuschritt, sagte ich: »Auf keinen Fall will ich Sie länger als unnötig aufhalten, ich möchte Ihnen auch nur einige Fragen stellen, Mrs. Benson…«

»Ich bin ganz Ohr.«

»Es geht da um eine Mitarbeiterin von Ihnen. May Fuller lautete ihr Name.«

»Natürlich, die kenne ich. Aber wieso sprechen Sie in der Vergangenheit von ihr?«

»Weil sie tot ist.«

»Nein!« Bella Benson erschrak heftig und auch so gut, daß ich Zweifel hatte, ob es echt oder nur geschauspielert war. »Wie ist sie denn verunglückt?«

Ich lächelte schmal. »Ich weiß nicht, Mrs. Benson, ob man das als Unglück bezeichnen kann. Ich würde sagen, Ihre Mitarbeiterin war nicht mehr normal.«

Die Frau vor mir runzelte die Stirn. »Wie meinen Sie das?«

»Es ist schwer zu erklären. Wissen Sie, was Vampire sind?«

»Ja, natürlich. Wesen, die Blut trinken.«

»Genau, und May Fuller war ein Vampir.«

Sie lehnte sich zurück und lachte glucksend. »Das glauben Sie doch

selbst nicht, Mr. Sinclair.«

»Leider war es so.«

»Nein, nein«, sie beugte sich wieder vor und hob etwas auf, das am Boden lag. Es war eine Umhängetasche, die sie vor sich auf den Schreibtisch legte. »Tut mir leid, aber da kann ich Ihnen auf keinen Fall folgen, Mr. Sinclair.«

»Ich weiß, daß es schwer zu glauben ist, aber ich lüge Sie nicht an.« Während ich sprach, war mein Blick auf die Tasche fixiert. Verdammt, die hatte ich doch schon einmal gesehen. Mir fiel allerdings nicht ein, wo das gewesen war, doch die Tasche mußte etwas mit meinem näheren Bekanntenkreis zu tun haben.

Die Hände der Frau lagen auf dem Leder und drückten es zusammen. War sie nervös?

»Also wie gesagt, Mr. Sinclair, glauben kann ich Ihnen nicht. Ein Vampir, wo gibt es denn so etwas?«

Ich hob die Schultern. »Werfen Sie dies nicht so weit weg. Vampire existieren. Vielleicht sind Sie sogar einer.«

»Ich?« Sie riß weit die Augen auf. »Jetzt geht aber die Phantasie mit Ihnen durch.«

»Nein, das finde ich nicht.«

»Sind Sie nur gekommen, um mir das zu sagen?« erkundigte sie sich, »oder haben Sie noch weitere Fragen?«

»Ja.«

»Dann fassen Sie sich bitte kurz«, erwiderte sie kühl.

»Ich möchte gern wissen, wem die Tasche gehört, die vor Ihnen auf dem Tisch liegt?«

Bella Benson stutzte einen Moment. »Was hat die Tasche mit Ihrer Untersuchung zu tun?«

»Das kommt auf Ihre Antwort an.«

»Mir gehört sie nicht, sondern einer Kundin.«

»Deren Namen Sie mir sicherlich verraten werden?«

»Warum sollte ich?«

»Es war nur eine Frage, da ich die Tasche schon einmal bei einer Bekannten von mir zu sehen glaubte.«

»Das glaube ich, Mr. Sinclair, aber diese Taschen werden ja von zahlreichen Geschäften geführt.«

»Da bin ich mir nicht so sicher.« Ich erhob mich und sagte: »Das war dann vorläufig alles. Sollte ich noch weitere Fragen haben, kann ich mich wohl an Sie wenden.«

»Natürlich, jederzeit. Aber was mit May geschehen ist, das verstehe ich nicht…«

»Ich auch nicht. Sie löste sich einfach auf. Vor meinen Augen. Na ja, wir werden sehen.« Ihr Schreibtisch trennte uns. Ich griff über die Platte, um Bella Benson die rechte Hand zu reichen. Mit der linken

aber schnappte ich zu.
Meine Finger wühlten sich in das Leder der Tasche, und ich riß den Arm mitsamt der Beute zu mir heran.
Das war sehr schnell gegangen, Bella Benson kam nicht dazu, überhaupt zu reagieren. Bevor sie noch etwas unternehmen konnte, war ich schon zurückgetreten und hatte den Reißverschluß aufgezogen. Blitzschnell kippte ich die Tasche um.
Erst jetzt schrie die Benson wütend auf. Da hatte sich der Tascheninhalt bereits auf der Tischplatte verteilt.
Und meine Augen wurden groß. Plötzlich wußte ich, wem die Tasche gehörte, denn ich kannte einige persönliche Dinge dieser Dame sehr gut.
Sheila Conolly!
Ihr gehörte die Tasche – oder hatte ihr gehört?
Bei den letzten beiden Worten mußte ich schlucken. Wenn diese verdammte Benson Sheila ein Haar gekrümmt hatte, dann…
Ich wurde aus meinen Überlegungen gerissen, denn die Frau vor mir verwandelte sich in eine Furie. Sie ahnte wohl, daß sie mir durch Lügen nicht mehr ausweichen konnte, und sie versuchte es auf die harte Tour. Sie warf sich quer über den Schreibtisch, flog mir dabei entgegen und wollte mir an die Kehle.
Ich konterte.
Den Schlag führte ich mit der linken Faust, hörte sie ächzen und sah, daß sie von der Wucht des Treffers vom Schreibtisch zu Boden geschleudert wurde, dabei riß sie das Telefon noch mit und einen Teil ihrer Schreibgeräte.
Sie knallte auf den Rücken, hatte ihren Mund allerdings weit aufgerissen, und ich sah zum erstenmal die beiden kurzen, dennoch spitzen Zähne aus dem Oberkiefer wachsen.
Verdammt, sie war ein Vampir. Wie auch May Fuller. Ich hätte es mir denken können.
Einem ersten Impuls folgend, wollte ich meine Beretta ziehen und feuern, aber das war nicht gut. Nein, von ihr wollte ich mehr über diese Organisation erfahren, und da Vampire panische Angst vor einem Kreuz besitzen, ließ ich die Waffe stecken.
Dafür zog ich das Kreuz.
Sie hatte sich ein paarmal um die eigene Achse gerollt, damit sie aus meinem unmittelbaren Angriffsbereich gelangte, kreiselte schrill schreiend herum und schaute genau auf das Kruzifix, das ich ihr entgegenhielt.
Ich stand da wie der gute Peter Cushing in dem Film Dracula, als er Christopher Lee, der den Vampir verkörperte, in Schach hielt.
Wie ein Vampirjäger kam ich mir auch vor, denn es war heute schon die zweite Untote, die ich vor mir sah.

Langsam trat ich vor.

Bella Benson war nicht auf die Füße gekommen. Sie lag halb auf dem Rücken und zur anderen Hälfte auf der Seite. So rutschte sie auch zurück und glich jeden meiner Schritte aus, der mich in ihre Nähe bringen sollte.

Ich gab kein Pardon. »Du bist selbst ein Vampir!« sprach ich sie an. »Ein verdammter Blutsauger, und ich will wissen, was du mit Sheila Conolly angestellt hast.«

»Ich kenne sie nicht!«

»Lüg mich nicht an!« brüllte ich, sprang auf sie zu und stieß auch gleichzeitig meine Hand mit dem Kreuz vor.

Sie riß die Arme hoch, wollte ihr Gesicht schützen, fiel dabei völlig zu Boden und drehte sich um die eigene Achse, wobei sie sich wie ein Wurm krümmte.

Neben ihr blieb ich stehen. Das Kreuz zeigte auf sie. Ich brauchte es nur fallen zu lassen, dann war es um Bella Benson geschehen.

»Was ist mit Sheila Conolly?« wiederholte ich meine Frage.

Ihre Schultern zuckten, als sie Antwort gab. »Sie lebt noch!« keuchte sie. Dabei klangen ihre Worte dumpf, da sie gegen den Teppich sprach, in den sie ihr Gesicht gepreßt hatte.

»Und wo?«

»Hier in der Nähe!«

Das war schon ein Vorteil. Obwohl ich mich so rasch wie möglich um sie kümmern mußte, brannten mir auch andere Fragen auf dem Herzen. »Wer hat dir die Pillen gegeben? Du kennst sie doch, die roten Vampirpillen.«

»Ich… ich …«

»Sag es!« schrie ich sie an. »Oder du wirst das Kreuz zu schmecken bekommen!«

»Costello. Logan Costello. Wir haben sie geschluckt und sind Vampire geworden. Er hat die Pillen, und er hat uns Opfer geschickt.«

»Welche Opfer?«

»Konkurrenten, die er nicht mehr haben wollte. Sie… sie kamen in den Massage-Salon. Dort haben wir sie behandelt.«

»Auch zu Vampiren gemacht?«

»Nein, aber ihr Blut konnten wir trinken. Mit dem Rasiermesser haben wir ihnen…«

»Hör auf, es reicht!« zischte ich und wischte mir über die Stirn.

Mit dem Rasiermesser also, eine verdammt bestialische Art und Weise, um jemand zu töten. »Und was habt ihr mit Sheila Conolly vor?« wollte ich wissen. »Auch mit dem Messer umbringen?«

»Das habe ich ihnen überlassen.«

»Wem?«

»Harriet und Linda!«

Sieh an, sie hatte also noch zwei Helferinnen. »Die befinden sich jetzt bei Sheila Conolly?« wollte ich wissen.

»Genau!«

Ich steckte in einer Zwickmühle. Was sollte ich zuerst machen?

Mich um Sheila kümmern oder um die Vampirpillen, die es schließlich auch noch gab?

Vielleicht hatte sie die Pillen hier. Dann konnte ich sie gleich mitnehmen. »Wo befindet sich das Zeug?«

»Ich… ich …«

Verdammt, auf dem Kopf herumtanzen ließ ich mir nicht, sondern bückte mich und näherte meine Hand mit dem Kreuz ihrer Gestalt. Sie wandte mir zwar den Rücken zu, aber sie spürte die starke Magie und begann zu schreien.

»Wo, Bella Benson – wo?«

»Schreibtisch. In meinem Schreibtisch!« kreischte sie. »Linke Schublade, verdammt!«

»Warum nicht gleich so? Und bleib nur liegen, du verfluchte Bestie. Ich habe noch eine Silberkugel-Beretta, die kann ich dir auch zu schmecken geben.«

Rückwärts bewegte ich mich auf den Schreibtisch zu. Das Kreuz behinderte mich jetzt, deshalb hängte ich mir die Kette um den Hals und ließ das Kruzifix vor der Brust baumeln.

Mit schrägen Schritten lief ich auf den Schreibtisch zu. An der linken Seite, hatte sie gesagt. Ich schob ihren mit Leder bezogenen Stuhl zur Seite und behielt sowohl Bella als auch die Schublade im Blickfeld.

Hastig zog ich sie auf.

Weiße Papiere quollen mir entgegen. Von den Pillen sah ich nichts. Hatte mich das Biest angelogen?

»Wo sind die Pillen?«

»Unter den Papieren!« lautete die Antwort.

Ich knüllte das Zeug zusammen, holte es hervor und schleuderte es zu Boden.

Da sah ich die Pillen.

Es waren nicht viel. Sechs insgesamt, aber sie waren gefährlicher als Sprengstoff. Das Päckchen war noch nicht angebrochen. Ich wußte auch nicht, ob es das einzige war, deshalb zog ich die Lade bis zum Anschlag hervor und bückte mich ein wenig, um hineinschauen zu können.

Bella Benson hatte mich keine Sekunde aus den Augen gelassen.

Als ich zur Seite schielte, reagierte sie.

Plötzlich wischte sie vom Boden hoch. Ich bemerkte die Bewegung, schaute auf und wunderte mich eine Sekunde lang, daß sie nicht zur Tür lief, sondern quer durch das Büro auf die Mahagoniwand zu hastete.

Den Grund erkannte ich, als es zu spät war. Sie warf sich gegen eine bestimmte Stelle, und im gleichen Augenblick wurde eine Tür nach außen gedrückt.

Ein Fluchtweg.

Zum Fluchen nahm ich mir keine Zeit, riß nur die Pillen an mich, stopfte sie in die Tasche und rannte mit gewaltigen Sätzen dorthin, wo Bella Benson verschwunden war…

***

Die Tür zitterte noch nach, als ich einen Anlauf nahm und mich dann dagegen katapultierte.

Mein Körper dröhnte gegen die Tür, fetzte sie aus dem Schloß, und ich segelte in einen dahinterliegenden düsteren Gang, der nur eine schwache Beleuchtung aufwies.

Ich war nicht am Boden gelandet, sondern hatte mich noch gut fangen können. Aus dem schwachen Lichtschein zeichneten sich die Umrisse mehrerer Türen ab, so daß ich die Wahl bekam. Hinter welcher Tür die Bestie verschwunden war, wußte ich leider nicht.

Auch um Sheila machte ich mir Gedanken. Ich hatte zwar von ihr gehört, wußte jedoch nicht, wo sie sich befand.

Der Reihe nach mußte ich die Türen öffnen, um die Räume zu durchsuchen. Die erste Tür lag rechts von mir. Meine Hand fand die Klinke, drückte sie nach unten, ein Ruck, die Tür war offen, und ich schaute in einen Raum, der leer war bis auf einen großen Sessel mit hoher Rückenlehne.

Er stand inmitten des Zimmers, wirkte dort deplaziert, und ich konnte von der Seite her auf das Sitzmöbel schauen, über dessen Funktion ich mir nicht im klaren war.

Ich rannte nicht wie ein Wilder in den Raum, sondern blieb auf der Schwelle stehen. Die Beretta hatte ich gezogen. Sie bildete die Verlängerung meiner Hand. Mit ihrem schwarzen Lauf schaute sie aus meiner Faust.

Von der Blutsaugerin entdeckte ich keine Spur. Sie schien sich in einem anderen Zimmer aufzuhalten.

Trotz der Eile, in der ich mich befand, interessierte mich der Sessel. Man stellte ihn nicht einfach so hin, er mußte eine Funktion besitzen, und die wollte ich herausfinden.

Nach zwei Schritten roch ich die Gefahr. Es war ein Wittern, ich wollte noch herum, da war es zu spät. Bella Benson hatte mich reingelegt, wie man nur einen Menschen reinlegen konnte. Hinter der Tür, im toten Winkel, hatte sie sich versteckt gehalten und gelauert.

Und sie schlug zu.

Den Luftzug spürte ich, im nächsten Augenblick explodierte die Bombe. Wenigstens hatte ich das Gefühl, denn mein Kopf schien

plötzlich in Flammen zu stehen, wobei sie zusätzlich noch von zahlreichen Detonationen erschüttert wurden.

Mir wurden die Knie weich. Ich konnte seltsamerweise alles erkennen und auch hören, denn ich vernahm schräg rechts von mir das hämische Lachen der Bestie.

Langsam kippte ich nach vorn. Dabei wunderte ich mich, daß ich nicht zu Boden schlug, sondern auf den Füßen blieb und mich stolpernd voranbewegte, genau auf das Sitzmöbel in der Mitte des Raumes zu.

Es folgte der Hieb in den Rücken. Er schleuderte mich voran, so daß ich seitlich gegen den Sessel krachte. Ohne es zu wollen, ächzte ich auf. Mein Kreuz half mir im Moment nichts. Es baumelte vor meiner Brust, während sich der weibliche Vampir in meinem Rücken befand.

Und das nicht ohne Grund. Als ich ihn richtig erfaßte und mit meinem schmerzgepeinigten Gehirn wieder denken konnte, war es bereits zu spät. Da schleuderte mich die Bestie schon herum und drückte mich auf den leeren Sessel.

Ich fiel hinein, spürte die weiche Unterlage und konnte mich trotzdem nicht konzentrieren, weil mich die verdammten Schmerzen so peinigten.

Automatisch nahm ich die Arme hoch und legte sie auf die beiden Sessellehnen. Meine Gegnerin sah ich nur verschwommen.

Sie stand vor mir, schwankte, drückte sich einmal vor, dann wieder zurück und drehte sich auch zur Seite,, Noch immer zuckte der Schmerz intervallweise durch mein Hirn, in den Ohren hatte ich ein taubes Gefühl, und ich hörte das Lachen der Bestie wie ein dumpfes Dröhnen.

Ich hatte meinen Mund weit aufgerissen. Das Gesicht war verzerrt, mit ruhigem Atem wollte ich meinen Körper wieder unter Kontrolle bekommen und vor allen Dingen auch meine Bewegungen, denn noch immer kam ich mir vor wie gelähmt.

Daß die Blutsaugerin verschwand, bekam ich nicht einmal mit.

Zu sehr war ich mit mir selbst beschäftigt. Sie griff mich aus einem simplen Grund nicht an. Würde sich Bella Benson auf mich stürzen, hätte sie unweigerlich mein Kreuz berührt, und das wäre ihr Ende gewesen.

Auf den widerlichen Trick kam ich allerdings nicht. Ich hatte nicht damit gerechnet, welche Trümpfe diese blutsaugende Bestie noch in der Hinterhand hielt, merkte es allerdings Sekunden später, als plötzlich aus den Sessellehnen zwei eiserne Reifen schossen und sich hart um meine Gelenke spannten.

Ich war gefangen!

Wäre, ich voll dagewesen, so hätte ich dies sofort mitbekommen, so dauerte es einige Zeit, bis mein schmerzgepeinigtes und malträtiertes

Gehirn den Vorgang richtig erfassen und verarbeiten konnte.

Dafür freute sich die Benson.

Ich hörte ihr triumphierendes Kichern, sah sie aber nicht mehr.

Dafür vernahm ich ihre Stimme. Wie durch einen dicken Filter gedämpft drang sie an meine Ohren.

»Gute Reise, Oberinspektor!«

Im nächsten Augenblick war alles anders…

***

Bill Conolly verzog das Gesicht, als er die Fensterscheibe einschlug.

Obwohl er um den Stein ein Tuch gewickelt hatte, ging dieser Vorgang nicht ohne Lärmbelästigung über die Bühne. Das Klirren drang zwar gedämpft an seine Ohren, doch in der Stille konnte es auch weiter entfernt zu hören gewesen sein.

Bill hielt den Atem an.

Sekundenlang stand er auf dem Sprung und lauschte, aber nichts rührte sich. Sein Einbruch schien tatsächlich von keinem gehört worden zu sein, und der Reporter atmete erst einmal tief durch, bevor er seinen Arm durch das Loch in der Scheibe schob. Er ging dabei sehr vorsichtig zu Werke, denn er wollte nicht, daß ihm scharfe Splitter die Haut aufrissen.

Bill drehte seinen rechten Arm, fand einen Riegel und schob ihn hoch. Das Fenster war offen.

Der Rest war kaum erwähnenswert.

Mit der Geschmeidigkeit und Routine eines alten Einbrechers kletterte Bill Conolly durch die Fensteröffnung in das Haus.

Wo er gelandet war, wußte er nicht, aber er nahm schon den typischen Geruch der Kosmetik wahr, der auch diesen vor ihm liegenden Raum schwängerte.

Bill blieb für einen Moment stehen. Er ärgerte sich, daß er keine Taschenlampe bei sich hatte, deshalb mußte er sich auf das von draußen hereinfallende schwache Licht verlassen, in dem er nicht viel erkennen konnte.

Doch seine Augen gewöhnten sich an die Dunkelheit, und er stellte fest, daß dieser Raum als Lager benutzt wurde, denn an den Wänden stapelten sich zahlreiche Kartons und flache Kisten. Dem Fenster gegenüber sah er eine Tür.

Bill blieb vorsichtig, als er auf sie zuging, denn er wollte nicht stolpern. Und er hoffte, daß die Tür nicht verschlossen war. Als er die Klinke nach unten drückte, da spaltete schon ein Lächeln seine Lippen, denn die Tür war offen. Sie schwang ihm sogar geräuschlos entgegen, als er zog, und Bill spürte auch die Wärme, die sein Gesicht streichelte.

Er gelangte in einen Raum, der ebenso dunkel war, aber nicht als

Lagerzimmer diente. Dafür standen technische Geräte herum, er hörte ein Summen und sah einen großen Kessel, von dessen Oberteil Rohre abzweigten und entlang der Decke liefen.

Rasch hatte der Reporter den Raum durchquert, gelangte auch ungesehen in den nächsten und blieb überrascht stehen, als er vor sich eine kleine Sauna sah. Sie nahm nur die Hälfte ein, die andere diente einer anderen Entspannung. Zwei Fernsehapparate unter der Decke bewiesen ihm, daß hier auch Filme gezeigt wurden, und die mit rotem Stoff überzogenen Liegebänke dienten einer gewissen Art von Entspannung, für die ein Mann viel Geld bezahlen mußte.

Bill war in ein verstecktes und gut getarntes Bordell gelangt. Er ging auch noch weiter, entdeckte andere Räume, unter anderem auch einen mit kleinem Pool.

Und hier erregte eine Tür sein besonderes Augenmerk. Da dieser Raum keine Fenster besaß, hatte Bill es riskiert und das Licht eingeschaltet.

Die Beleuchtung war indirekt und raffiniert. Aus der holzgetäfelten Decke fielen die Strahlen und wurden von der Wasserfläche des Pools reflektiert, wobei sie über die Wände als zuckende Kreise strichen.

Weshalb besaß der Raum eine eiserne Tür?

Bisher hatte Bill Conolly nur normale Holztüren entdeckt. Daß diese aus Eisen bestand, mußte eine Grund haben. Sicher aus amtlichen Auflagen, wie der Reporter es von Kellertüren her kannte.

Auch in seinem Haus war dies so, und er rechnete damit, daß die Tür in den Keller führte.

An diesem Tage war das Glück dem Reporter hold. Er fand die Tür offen und sah auch die nach unten führende Steintreppe. Sie drehte sich in Form einer Wendel in die Tiefe. Die Stufen waren an der linken Seite breiter, während sie rechts, wo sich das Geländer befand, schmaler zusammenliefen.

Bill schauderte ein wenig vor der Tiefe und auch vor der Dunkelheit. Dann hörte er von unten her die Schreie.

Grell und spitz hallten sie ihm entgegen, und Bill kroch eine Gänsehaut über den Rücken, denn er hatte längst die Stimme seiner Frau erkannt…

***

Es war grauenhaft!

Sheila war von den beiden Blutsaugerinnen eine Treppe hinuntergestoßen worden, hatte ein paarmal das Gleichgewicht verloren, war gegen die harten Stufenkanten geprallt und hatte sich die Knie aufgeschlagen.

Die Bestien gingen rauh mit ihr um. Sie schlugen ihr in den Rücken, und sie stießen finstere Drohungen aus.

In der Dunkelheit ging es hinunter. Sheila konnte kaum die Hand vor Augen sehen, aber sie atmete auf, als die verdammte Treppe endlich hinter ihr lag.

Eine Chance zur Flucht gab man ihr nicht. Harriet Pierce war es, die ihre Hand in den Nacken der Frau legte und Sheilas Kopf nach unten drückte.

Der Druck war so hart, daß Sheila ihm folgen mußte und in die Knie ging.

So blieb sie hocken. Wehren konnte sie sich nicht. Sie lauschte den Schritten der zwei Vampire und wunderte sich, als es plötzlich hell wurde.

Schwache Lampen zerrissen die Dunkelheit. Sheila konnte Einzelheiten erkennen und stellte fest, daß sie sich in einem Raum befand, in den mehrere Gänge mündeten.

Einen Gang sah sie, aus dem ein Schienenpaar hervorführte, und sie entdeckte weiter entfernt noch eine weitere Treppe, die in die Höhe führte.

Das Licht besaß einen grünen Schimmer. Man konnte es als geisterhaft und fahl bezeichnen. Es ließ die Haut aussehen wie die von Wasserleichen.

Besonders interessierte Sheila Conolly das Schienenpaar. Es mündete dort, wo sich eine Öffnung in der Wand auftat. Sie bildete einen Halbkreis und war in die Wand hineingeschlagen worden. In Kirchen hatte Sheila solche Nischen gesehen, aber sie befand sich hier nicht in einer Kirsche, sondern in einem makabren Keller, in dessen Mauern die Angst hauste.

»Bist du fertig?« fragte Harriet.

»Ja.« Linda Long, die das Licht eingeschaltet hatte, kam wieder näher.

Harriet zog Sheila hoch. Sie drehte sie dabei und Bills Frau konnte in das zerstörte Gesicht der Bestie schauen. Das Rasiermesser hatte eine breite Wunde hinterlassen, es war quer gezogen worden, und der Schnitt klaffte tief in der Haut. Ein wäßriges Zeug schimmerte dort. Die Farbe hatte sich verändert. Innerhalb des grünen Scheins wirkte sie seltsam blaß.

Sheila schüttelte sich, dann aber riß sie sich zusammen. Trotz der gefährlichen Lage, in der sie sich nun mal befand, durfte sie sich nicht gehenlassen. Sie mußte weiterhin den Kopf oben behalten, nur wer sich selbst aufgab, der war auch verloren.

Harriet Pierce gelang es, Bills Frau zu überraschen. Der Druck an Sheilas Hals verschwand plötzlich, dafür wurde ihr Arm gepackt und im nächsten Augenblick nach hinten gezogen.

Sheila stöhnte auf, als Harriet ihn noch in der gleichen Sekunde hoch hebelte und der erste Schmerz fast ihre Schulter zerriß.

Tränen schossen in ihre Augen, aber sie preßte die Lippen zusammen, so daß kein Ton aus ihrem Mund drang.

Linda Long baute sich vor ihr auf. Sie hielt wieder das Rasiermesser in der Hand. Die scharfe Seite war auf Sheila gerichtet, und Linda brauchte nur den Arm auszustrecken, um mit der Klinge die Gesichtshaut aufzuschneiden.

Die Lippen hatte sie verzogen, ihre Augen funkelten, am liebsten hätte sie Sheila schon jetzt getötet, aber die beiden hatten noch etwas mit ihrem Opfer vor. Sie wollten es zappeln lassen, wollten mit ihm spielen, es quälen, und Harriet dirigierte Sheila dorthin, wo sich auch die Nische in der Wand befand.

Schon vorher sah Bills Frau die dunklen Flecken auf dem Boden.

Sie wußte zwar nicht genau, was es war, doch es gab nur eine Möglichkeit für sie.

Blut!

Dieses Verlies, in dem sie gelandet war, war ein regelrechter Blutkeller. Ihr wurde kalt und heiß zugleich, auf dem Rücken lag eine Gänsehaut, hervorgerufen von einer unheimlichen Angst, die sie in ihren Klauen hielt.

Dann konnte sie in die Nische schauen, da Linda Long einen Schritt zur Seite gegangen war.

Sheila glaubte, wahnsinnig zu werden. Was sie dort in der Nische zu sehen bekam, war schrecklich.

In ihr lag ein Toter!

Sie kannte den Mann nicht, aber er war auf schreckliche Art und Weise umgebracht worden. Mit Rasiermessern. Sheila sah in seiner Nähe die Blutreste, und nun wußte sie, was sie von den beiden untoten Bestien zu erwarten hatte.

»Es ist Clive Brutal«, erklärte ihr Harriet kichernd und lachte dann auf, als sie Sheilas Entsetzen bemerkte. »Man hat ihn uns geschickt, und wir haben uns seiner angenommen. So enden sie alle, auch du mein Kind, denn wir haben uns für die Rasiermesser entschlossen und werden dein Blut trinken.«

Sheila war nicht mehr fähig, den beiden Vampirinnen eine Antwort zu geben. Sie konnte sich nicht erinnern, je in ihrem Leben so etwas Entsetzliches gesehen zu haben. Der Mann lag auf der Seite.

Auch sein Gesicht zeigte Wunden und Blutflecken. Dabei hatte Sheila das Gefühl, als wären die Augen des Toten anklagend auf sie gerichtet.

Sie konnte einfach nicht mehr, und sie merkte, wie sich die Kraft aus ihren Beinen löste. Die Knie wurden weich, sie zitterte.

Doch Harriet hielt eisern fest. Erst als Sheila den Schmerz in der Schulter spürte, da wußte sie, daß sie sich wieder einmal zusammenreißen mußte, und sie drückte ihren Körper in die Höhe, so daß sie auf zitternden Beinen stehenblieb.

Bill Conolly und auch John Sinclair hatten ihr einmal eingeschärft, auch in noch so schrecklichen Situationen die Nerven zu bewahren und so viele Einzelheiten wie möglich zu registrieren. Seltsamerweise erinnerte sich Sheila an diese Sätze, und sie schaute auch nach rechts, in die Richtung, aus der auch die Schienen kamen.

Sheila blickte in einen dunklen Gang. Der helle Strang führte in diese Düsternis hinein, die von dem grünlichen Licht nur wenige Yards erhellt wurde, bevor die Finsternis es verschluckte.

Trotz ihrer Angst fragte sich Bills Frau, was das Schienenpaar zu bedeuten hatte, und sie sollte schon bald eine Antwort bekommen, die sie allerdings nicht zufriedenstellte.

Aus der Tiefe des Ganges hörte sie ein Geräusch.

Es klang wie ein harter Aufschlag. Sheila zuckte zusammen, und auch die beiden Blutsaugerinnen reagierten. Sie schienen von Sheila sogar ein wenig irritiert zu sein, als sie ihre bleichen Gesichter drehten und ebenfalls in den Gang schauten.

»Da kommt jemand!« flüsterte Linda Lang rauh.

Harriet nickte, sagte aber nichts.

Dafür hörten sie Schritte. Und zwar von der Treppe her, über die auch Sheila mit den beiden Blutsaugerinnen gekommen war.

»Schau nach!« zischte Harriet Linda Long zu.

Sie brauchte sich nicht mehr in Bewegung zu setzen, denn der Ankömmling hatte die Treppe bereits hinter sich gelassen. Mit einem Sprung überwand er die letzten Stufen, stand dann im Keller, und das fahlgrüne Licht traf auch sein Gesicht.

Es war Bella Benson!

Sie lachte. In ihren Augen funkelte die Gier. Auch sie hielt jetzt ein aufgeklapptes Rasiermesser in der Hand, zeigte ihre Zähne und zischte: »Wir haben noch ein Opfer. Es sitzt auf dem Stuhl.«

»Wer ist es?« wollte Harriet Pierce wissen.

»Ein Mann, ein Feind – John Sinclair!«

Sheila Conolly erstarrte vor Schreck…

***

Ich hatte noch immer unter den Nachwirkungen des Schlages zu leiden, raste in die Tiefe, rechnete mit einem starken Fall und bekam irgendwie mit, daß es auf einer schrägen Ebene abwärts ging.

Der Stopp!

Blitzschnell, überraschend, hart, und er schüttelte mich durch. Ich merkte ihn von den Zehenspitzen bis in den Schädel, wo wieder kleine Explosionen stattfanden und mir für wenige Augenblicke schwarz vor den Augen wurde.

Ich wunderte mich sowieso, daß ich das Bewußtsein nicht verloren hatte, aber die Benson schien keine Routine in diesen Dingen zu

besitzen, sie hatte zwar geschlagen, doch nicht genau getroffen.
Wenigstens nicht die richtige Stelle.
Darüber war ich mehr als froh.
Ich saß noch in diesem Sessel und wunderte mich. Die Arme konnte ich nicht bewegen, denn die Ringe lagen so hart um meine Gelenke, daß ich kaum einen Spielraum besaß.
Ich war und blieb ein Gefangener.
Nur allmählich war ich soweit hergestellt, daß ich meine Augen öffnen und auch die Umgebung wahrnehmen konnte. Die Dunkelheit umhüllte mich wie ein schwarzes Tuch, das mir jemand über den Kopf gestreift hatte. Es dauerte eine Weile, bis ich mich zurechtfand. Dabei half ich selbst mit, indem ich tief durchatmete, so daß sich mein Kreislauf wieder stabilisieren konnte.
Die Dunkelheit um mich herum wurde erhellt. Allerdings nicht von einem Licht, das sich in meiner unmittelbaren Nähe befand, sondern ziemlich von mir entfernt. Am Ende des Schienenstranges sah ich den geisterhaft blassen grünen Schimmer.
Zuerst glaubte ich noch an eine Täuschung und schrieb das Licht meinem Wunschdenken zu, doch dann erkannte ich, daß der Schein blieb und sich nicht veränderte.
Lag dahinten ein Ziel?
Es fiel mir schwer, darüber nachzudenken, ich spürte auch die hämmernden Schmerzen in meinem Schädel, die meine Überlegungen stören wollten, und ich biß hart die Zähne zusammen. Gedanklich zählte ich bis zehn, machte Konzentrationsübungen und sah dann, als ich die Augen wieder öffnete, die Gestalten am Ende des Tunnels oder Gangs, genau dort, wo auch das grüne Licht flimmerte.
Menschen oder Vampire?
So deutlich konnte ich es nicht erkennen, tippte allerdings auf meine Feinde, die Blutsauger.
Sie hatten mir eine verdammt raffinierte Falle gestellt und mich durch die eisernen Ringe praktisch zur Bewegungsunfähigkeit verdammt, was im Prinzip nicht stimmte, denn bewegen konnte ich noch meinen Kopf und die Füße, nur war ich doch in meinen Aktionen sehr eingeschränkt.
Und die Waffe hatte ich verloren.
Mit Entsetzen stellte ich dies fest. Die Beretta mußte irgendwo über mir liegen, unerreichbar, aber dafür hatte ich mein wertvolles Kreuz.
Es hing nach wie vor außen vor meiner Brust. Die blutsaugende Bestie hatte sich gehütet, es auch nur zu berühren, sie hielt sich wohlweislich zurück.
Man kann Ängste schlecht beschreiben, nur fühlen, und ich fühlte in diesen Augenblicken Angst, denn ich wußte nicht, was man noch mit mir vorhatte.

Wenige Sekunden später bekam ich die Lösung!

Unter mir gab es einen Ruck. Der auf Schienen laufende Sessel schüttelte sich wie ein unwilliges Tier, das vor dem großen Sprung noch einmal Atem holt, dann bekam er einen Stoß und setzte sich nach vorn hin in Bewegung.

Ich kippte mit, wurde von den Ringen gehalten, die unangenehm hart in meine Haut schnitten, und fiel wieder zurück, wobei ich mit dem Rücken gegen die Lehne stieß.

Der seltsame Sessel fuhr nicht glatt auf dem Schienenpaar. Er schwankte, manchmal schüttelte er sich auch. Seine Geschwindigkeit blieb dabei gleich.

Langsam, aber unaufhörlich bewegte er sich seinem Ziel entgegen, wo meine Feinde lauerten.

Für mich sollte es eine Reise in den Tod werden, das hatten sich die anderen ausgedacht.

Wäre ich nicht gefesselt gewesen, so wäre mir der Vergleich mit einer Geisterbahn leicht in den Sinn gekommen. Auch in ihr fuhr man in einen Tunnel hinein, der oft genug von geisterhaftem Licht und Glanz erfüllt war.

Wie auch hier.

Ich bewegte meinen Kopf hin und her. Verzweifelt suchte ich nach einer Möglichkeit, den Sessel zu stoppen. Vielleicht gab es da irgendeinen Hebel oder Knopf, doch mein Bemühen war eine vergebliche Liebesmüh, so etwas besaß der Sessel nicht.

Die Steuerung befand sich voll und ganz in den Händen meiner Feinde. Sie konnten mich dirigieren und mit mir machen, was sie wollten.

Eins, zwei, drei – nein, vier Gestalten zählte ich. Und es waren durchweg weibliche Personen. Einer von ihnen hatte im Büro gegenübergesessen, die anderen beiden mußten ihre Helferinnen sein. In der Größe unterschieden sie sich. Die Kleinere stand neben Bella Benson, die andere hielt jemand fest.

Es war ebenfalls eine Frau. Zwar sah ich sie nicht sehr deutlich, sie stand zudem noch leicht gebückt, aber ich dachte an die Tasche, die Bella Benson besaß und die nicht ihr gehörte, sondern Sheila Conolly.

Da wußte ich Bescheid.

Die Frau, die von der größeren Blutsaugerin festgehalten wurde, war Sheila!

Eine schreckliche Wahrheit für mich, und um so schlimmer, weil ich hier gefesselt auf dem Sessel hockte und nicht eingreifen konnte.

Die Blutsaugerinnen erwarteten mich, das war deutlich zu erkennen. Sie wollten, daß ich ihnen in die Falle fuhr, denn sie hatten sich bewußt so aufgebaut, um mir entgegenblicken zu können.

Und Bella Benson sprach. Ihre Stimme hallte mir entgegen. Der Gang

wirkte dabei wie ein Trichter, er verstärkte die Worte noch, daß sie bei mir im richtigen Klang antrafen.

»Geisterjäger John Sinclair auf einer Fahrt in den Tod!« höhnte sie. »Das haben sich viele gewünscht, aber mir allein ist es gelungen, dich in diese Falle zu locken. Weißt du eigentlich, daß diesem Sessel noch niemand entkommen ist? Es ist der Schleudersitz in den Tod oder in eine andere Welt. An dem Sessel klebt Blut. Das Blut unserer Opfer, und er wird auch bald mit deinem Blut befleckt sein, das kann ich dir versprechen!«

Dämonen lieben große Worte. Ich hatte sie schon oft gehört, da machten selbst Spitzendämonen keine Ausnahme. Sie alle hatten mir den Tod versprochen, bis heute hatte es keiner geschafft. Es war mir immer wieder gelungen, durch eigene Kraft oder die Hilfe meiner Freunde freizukommen, aber in diesen Augenblicken sah es verdammt mies aus. Suko trieb sich wer weiß wo herum, auf Sheila konnte ich nicht zählen, sie war ebenfalls dem Tod geweiht, und ich konnte meine Hände nicht bewegen, weil sie von eisernen Reifen gehalten wurden.

Es war schon schlimm, dies zu wissen und auch zu erleben. Die Hälfte der Strecke hatte ich hinter mich gebracht, ich fuhr mittlerweile voll ins grüne Licht, das aus Glühbirnen rechts und links an der Gangwand drang.

Meine Kehle war trocken, das Herz trommelte, und auf meiner Haut hatte sich Schweiß gesammelt.

Sheila befand sich im Griff der Blutsaugerin. Mir kam es so vor, als würde sie es nicht schaffen, sich daraus zu lösen. Zu hart griff die andere zu.

Und ich sah auch die Messer!

Es waren keine Dolche oder ähnliche Klingen, sondern höllisch scharfe Rasiermesser. Als Kosmetikerin konnten diese Bestien sicherlich damit umgehen, und sie würden sich auch nicht scheuen, sie einzusetzen.

Aber ich sah mehr.

Eine Pistole, eine Beretta, meine Waffe. Sie wurde von Bella Benson gehalten, die zusätzlich noch das Rasiermesser in die linke Hand gewechselt hatte.

Den rechten Arm richtete sie aus, streckte ihn vor und zielte auf mich.

»Das, John Sinclair, wird deine Fahrt in den Tod. Mich wolltest du mit einer geweihten Silberkugel beglücken, es wird nun für dich zu einem Bumerang. Ich werde dich mit deiner eigenen Waffe erschießen, und du hast keine Chance, der Kugel zu entgehen.«

»Laß wenigstens die Frau frei!« rief ich heiser.

»Nein, auch ihr Blut wird uns munden. Die Messer sind bereits

geschärft.« Sie kicherte. »Darauf haben wir lange gewartet. Zwei Opfer auf einmal. So fahr zur Hölle, Sinclair!«

Bella Benson machte keine großen Worte mehr, sondern schoß.

Es war eine schreckliche Sekunde, die ich erlebte. Ich sah das fahle Aufblitzen an der Mündung, praktisch ein Signal für den Tod, und ich erwartete den Einschlag der Kugel, die alles auslöschen würde und mein Leben in die Tiefe des Todes riß.

Der Einschlag blieb aus. Dafür hörte ich ein hohles Pfeifen und spürte das Singen, wie das Geschoß nahe an meinem Ohr vorbeisirrte, bevor es irgendwo hinter mir verschwand.

Bella Benson hatte den Schuß verzogen!

Ich brauchte eine knappe halbe Sekunde, um dies zu begreifen, es wollte kaum in meinen Kopf hinein, wahrscheinlich hatte sie selten oder noch nie eine Waffe abgefeuert.

Mein Glück und meine Rettung.

Wirklich eine Rettung?

Ich sah, wie sich ihr Gesicht verzog, sie schaute auf die Beretta, schüttelte sie und fluchte.

»Schieß noch einmal!« hetzte die Bestie, die auch Sheila Conolly umklammert hielt.

»Und wie!« zischte die Benson, wobei sie die Waffe hob.

Diesmal zielte sie genauer, wie ein Scharfschütze bei den olympischen Spielen. Ich glaube sogar zu sehen, daß sie ein Auge zukniff, als sie maßnahm.

Ich vereiste innerlich, nur mein Herz hämmerte wie verrückt, die Angst wurde stärker, denn ein zweites mal würde sie nicht vorbeischießen, das stand fest.

Sheilas Schreien klang in meinen Ohren wie eine eingeschaltete Alarmsirene…

***

Bill Conolly hatte das Gefühl, die Treppe hinunterzufliegen. Er tauchte in die Dunkelheit ein, nahm mehrere Stufen auf einmal, hielt sich dabei am Geländer fest, gab seinem Körper noch mehr Schwung, erreichte den ersten Bogen und sah schon das Ende der Treppe, weil dort unten ein grünliches Licht schimmerte.

Sechs Stufen nahm der Reporter auf einmal. Riskant von ihm, weil sie an einer Seite schmaler wurden, aber er schaffte es. Nur eine Fingerbreite von der Kante entfernt, dröhnten seine Absätze auf den Boden, und der Aufprall schüttelte den Reporter durch. Er spürte ihn bis in seine letzte Gehirnwindung, die Haare standen ihm zu Berge, die Wucht des Sprunges warf ihn vor bis zur Wand, wo er mit der Schulter gegen das Gestein prallte und sich sofort nach links wandte.

Eine halbe Drehung benötigte er.

Dann sah er, was los war.

Vier Frauen. Eine davon war Sheila, die sich unter dem Griff einer Blutsaugerin mit zerstörtem Gesicht krümmte. Er hörte auch ihr Schreien, vernahm einen Schuß, danach einen Fluch und anschließend die Worte der Vampirin, die Sheila festhielt.

Da stand Bill Conolly bereits nicht mehr auf seinem Platz. Er jagte los, und die Schreie seiner Frau begleiteten seinen Weg…

***

Ich war wirklich davon überzeugt, daß die Frau beim zweiten mal nicht danebenschießen würde.

Manche Todeskandidaten schließen die Augen, das jedenfalls hatte ich mal gelesen oder gehört. Ich jedoch hielt die Augen offen, blickte in das grünlich schimmernde Gesicht und sah von der Seite her eine Gestalt, die gegen die blutsaugende Bestie hechtete.

Im ersten Moment wollte ich meinen Augen nicht trauen, denn es war Bill Conolly, der sich da aus dem Dunkel eines Ganges gelöst hatte und eingriff.

Wie ein Schatten aus der Unterwelt kam er und überraschte nicht nur mich, sondern auch unsere Feinde.

Bella Benson konnte dem Zusammenprall nicht mehr ausweichen und ihn auch nicht ausgleichen. Bill traf sie in dem Augenblick voll, als sie zum zweiten mal schießen wollte. Und er hatte beide Fäuste vorgerammt, so daß die Wucht noch einmal verstärkt wurde.

Bella Benson drückte zwar noch ab, doch diese Silberkugel zischte in die Decke, wo sie plattgedrückt wurde. Die Vampirin selbst flog so weit zurück, daß sie gegen Sheila und Harriet prallte. Es gab ein großes Durcheinander, das Bill Conolly gedankenschnell ausnutzte.

Bevor sich noch jemand hatte fangen können, riß der Reporter Bella Benson die Waffe aus der Hand. Er hätte die Bestie jetzt erschießen können, aber er dachte mehr an seine Frau, die sich in den Klauen dieser Harriet befand.

Bill sah die rechte Hand, in der sie das Rasiermesser hielt, die Klinge blitzte, und Conolly warf sich todesmutig in den Stoß hinein, der Sheila galt.

Als hätte man ihm einen Streifen Haut am Hals abgerissen, so fühlte es sich an, als das Messer ihn traf, eine lange Furche zog und in den Hemdkragen schnitt, wo es erst einmal gestoppt wurde.

Aber Bill stoppte nicht.

Den Schmerz mißachtend, drehte er sich zur Seite, brachte seinen Arm in die Höhe und schoß.

Aus kürzester Entfernung jagte er der Untoten eine Kugel in den Kopf. Es war gewaltig. Plötzlich schien das Gesicht zu zerspringen.

Bill konnte nicht mehr hinschauen, er duckte sich, bekam Sheila zu

fassen und zerrte sie kurzerhand mit sich. Er wollte sie aus der unmittelbaren Gefahrenzone bringen.

Sheila war nur noch ein Bündel der Angst. Sie jammerte und schrie, schluchzte, bebte, konnte sich nicht auf den Füßen halten und kroch auf allen vieren weg.

Bill ließ sie, denn er hatte noch anderes zu tun.

Als er herumwirbelte, da hechtete Bella Benson ihm entgegen.

Bill war noch gedanklich auf seine Frau konzentriert gewesen, er konnte sich nicht so schnell umstellen, und so kassierte er einen wütenden Hieb mit dem Rasiermesser.

Bill erstarrte vor Entsetzen, als ihm die Bestie die Klinge über den rechten Unterarm zog, dabei die Kleidung auftrennte und ins Fleisch schnitt.

Die Pistole rutschte Bill aus den Fingern. Der Schmerz allein sorgte dafür, daß er sie nicht mehr halten konnte, und sie prallte zu Boden.

Die Benson kreischte, hob den Arm und zielte mit dem Rasiermesser auf Bills Hals…

***

Ich kam mir vor wie ein Statist in einem Terrorfilm.

Mit eigenen Augen hatte ich gesehen, wie Bill aufräumte und auch seine Frau aus den Klauen dieser Vampirin befreite. Die Silberkugel zerstörte radikal ihr untotes Leben, sie brach zusammen, und der Reporter kämpfte trotz seiner Verletzung weiter.

Wie er mit Bella Benson fertigwurde, sah ich nicht, denn da gab es noch einen Vampir.

Linda Long.

Sie war im Moment beschäftigungslos, reagierte auch nicht so schnell, allerdings entdeckte sie mich.

Ihr Gesicht verzerrte sich plötzlich, es drückte Triumph aus, denn ich war wehrlos und saß auf dem verdammten Sessel gefesselt, wobei ich ihr genau entgegenfuhr.

So lange wollte sie nicht warten. Zwischen den Schienen rannte sie auf mich zu. Das Messer hatte sie gezückt und so hochgehoben, daß sie mit einem Schnitt meinen Hals erreichen konnte.

Ich sah sie aus dem Licht auftauchen. Sie hatte es nicht leicht, zwischen den Schienen das Gleichgewicht zu behalten, manchmal stolperte sie an den Kanten, aber sie war in ihrer Wut nicht aufzuhalten. Die Zähne schimmerten in einem seltsamen Farbton, ihr Mund kam mir wie eine gewaltige Höhle vor, die Augen waren weit aufgerissen, und es dauerte nur noch Sekunden, dann hatte sie mich erreicht.

Selbst das Kreuz schreckte sie in diesen Augenblicken nicht von ihrer Bluttat ab.

Ich hob die Beine.

Ausweichen konnte sie nicht mehr, denn ich hatte eiskalt bis zum letzten Augenblick gewartet, bevor ich sie nach vorn prellte und das Monstrum voll in den Leib traf.

Hinter dem Tritt lag eine ungeheure Wucht. Er stoppte Lindas Lauf, die für einen Moment starr stand, und als ich vom fahrenden Sessel heraus noch einmal zutrat, da schleuderte ich sie seitlich auf die Schienen.

Sie krachte auf den Strang, zog ein Bein an und winkelte den Arm, in dem sie das Rasiermesser hielt, in die gleiche Richtung. Ich wuchtete meinen Absatz auf das Gelenk, erreichte jedoch nichts, sie rollte sich nur zur Seite und kam wieder hoch.

Und ich fuhr an ihr vorbei.

Im gleichen Augenblick traf mich der heiße Schreck. Jetzt wußte ich plötzlich, was sie vorhatte. Da der Wagen noch fuhr, war es leicht für sie, in meinen Rücken zu gelangen, um mir von hinten das Messer durch die Kehle zu ziehen.

Sie kicherte wild, denn sie schien den gleichen Gedanken gehabt zu haben wie ich.

Ich kämpfte verzweifelt. Da ich mit den Armen nichts ausrichten konnte, wollte ich eine andere Möglichkeit versuchen. Vielleicht gelang es mir, den Sessel umzukippen.

Ich wuchtete meinen Körper nach links, dann nach rechts, brachte ihn so stark ins Schaukeln, wie es eben möglich war, aber der verdammte Sessel hielt sich auf den Schienen.

Zeitmäßig hatte ich für meine Aktionen vielleicht zwei Sekunden benötigt. In dieser Spanne war der Sessel trotzdem weitergefahren, und so konnte die Vampirin auch in meinen Rücken gelangen.

Mir blieb fast das Herz stehen vor Furcht. Ich wollte nach Bill schreien, brachte jedoch keinen Ton hervor.

Da geschah etwas, das mich völlig überraschte. Aus dem Nichts erschien plötzlich Hilfe.

Die Diener oder Hüter des Dunklen Grals…

***

Einmal noch bekam der Reporter Bill Conolly seinen Kopf zur Seite.

Er drehte sich so, daß ihn das Messer verfehlte und nicht wieder eine Wunde riß. Den zweiten, blitzschnellen Hieb jedoch mußte er nehmen. Zwar traf ihn die Schneide nicht im Gesicht, sondern an der Brust, aber auch hier war der Schmerz stechend.

Das Vampirweib sah das Blut. An einigen Stellen hatte es Bills Kleidung getränkt. Bella schrie auf, sie wollte endlich Schluß machen und an das Blut des Mannes gelangen.

Da jedoch kamen sie.

Sie erschienen aus dem Nichts, schienen durch die Wand gelaufen zu sein, und einer von ihnen stand plötzlich zwischen Bill Conolly und Bella Benson.

Der Graue!

In diesem Augenblick wurde die Vampirin zu Eis. Sie wußte, was ihre Stunde geschlagen hatte, ließ das Messer fallen und begann gellend zu schreien, während der Graue seine Hand öffnete.

Ein schwarzer Strahl wurde in der Fläche geboren. Er raste genau auf Bella Benson zu, traf ihren Körper, legte einen Schleier um ihn und zerriß ihn in zahlreiche Staubpartikel, die grün schillerten.

Aus großen Augen schaute Bill Conolly diesem Bild zu. Er konnte nicht begreifen, was da ablief und mußte mit ansehen, wie Bella Benson sich vor ihm auflöste und nur noch ein Rest von Asche zurückblieb. So schnell hatte der Reporter noch nie einen Vampir sterben sehen, für ihn war es unbegreiflich.

Auch Linda Long hatte keine Chance. Der zweite Graue vernichtete sie radikal.

Ich sah ihren Tod nur aus den Augenwinkeln, und wieder glühte mein Kreuz grün und rot, so lange, bis von der Bestie nur noch Staub zurückgeblieben war.

Aber jetzt standen die Grauen gegen Bill und mich…

***

Was wollten sie? Wo kamen sie her? Würden sie versuchen, uns zu töten? Ich muß ehrlich gestehen, daß ich mich in diesen Sekunden nicht wohlfühlte. Es war einfach grauenhaft, daß wir nicht Bescheid wußten. Sie hatten zwar den Dunklen Gral erwähnt, aber welche Bedeutung er besaß, wußte ich nicht.

Und dann sprach der Graue. Er redete mich an, während Bill zu seiner Frau gegangen war.

»Wir mußten angreifen«, sagte er wieder mit seiner seltsam klingenden Stimme. »Wir mußten sie töten, ihr hättet es nicht mehr geschafft, aber sie war eine von uns.«

»Wer?« fragte ich. »Bella Benson?«

»So hieß sie hier. Aber wir kannten sie nur unter dem Namen Ozymanus. Das Blut der Druiden floß in ihr. Eine Abtrünnige, eine abtrünnige Druidin, die der Dunkle Gral einfach nicht hinnehmen kann. Ihr werdet es verstehen. Irgend wann einmal, in ferner Zukunft vielleicht oder auch schon morgen. Die Druidin mußte sterben, sie hatte den Gral verraten und sich dem Bösen geweiht.«

Das waren seine letzten Worte, dann verschwanden sie ebenso lautlos, wie sie gekommen waren.

Zurück ließen sie zwei staunende Männer, die nicht begriffen, und eine völlig erschöpfte, aber dennoch glückliche Frau…

***

Es gelang Bill Conolly, mich von den verdammten Klammern zu befreien. Er fand einen Kontakt, der sie löste.

Ich kletterte aus dem Sessel, ging auf Bill zu und sah ihm an, welche Schmerzen er hatte. Die Verletzungen, durch die Rasiermesserklingen durften wir auf keinen Fall auf die leichte Schulter nehmen, mein Freund brauchte einen Arzt.

Sheila hatte zum Glück nichts abbekommen. Sie war aber völlig erledigt. »Demnächst kannst du dich selbst schminken«, sagte der Reporter voller Galgenhumor und bekam von ihr ein bestätigendes Nicken.

Sheila, Bill und ich stützten uns gegenseitig, als wir die Treppe hochschritten. Der Reporter hatte drei tiefe Wunden am Körper. Sie bluteten zwar nicht mehr so stark, aber ein Arzt mußte sie sich ansehen.

Vom Kosmetik-Salon aus rief ich ihn an. Bill, der mir zuschaute und seine Frau dabei streichelte, fragte: »Jetzt sag mir nur noch, John, wer diese Grauen waren.«

»Du hast doch gehört. Sie haben vom Dunklen Gral gesprochen.«

»Ja, da ist dir ja schon mal was widerfahren. Aber was ist der dunkle Gral?«

Ich hob die Schultern. »Keine Ahnung, Junge. Wir sollten ihnen nur dankbar sein. Wären die Grauen nicht gewesen, hätten mich die Blutsaugerinnen fast geschafft, unglaublich, aber wahr.«

»Trotzdem möchte ich gern wissen, was dahintersteckt«, murmelte Bill.

Ich trank ein Glas Wasser und sagte: »Irgend etwas muß der Dunkle Gral mit einer uralten Druidenmagie zu tun haben, auf die auch mein Kreuz unmittelbar reagiert. Aber das Gebiet ist so vielfältig und vielschichtig, daß es Monate dauern würde, wollten wir beide es erforschen.«

»Ich kann ja mal anfangen.«

»Du?« sagte ich und drehte mich überrascht zu meinem Freund Bill Conolly um.

»Ja, ich.« Bill grinste. »Das Gebiet interessiert mich. Außerdem habe ich in den nächsten Tagen Zeit, denn ich glaube kaum, daß Sheila mich aus dem Haus lassen wird.«

»Worauf du dich verlassen kannst, mein Lieber«, erwiderte sie und nickte heftig.

Sie war wieder die alte, und das freute uns…

ENDE

[1]Siehe John Sinclair Nr. 239 »Der Höllenwurm«
[2]Siehe John Sinclair Nr. 235 »Hexenabend mit Jane Collins«
[3]Siehe John Sinclair Nr. 188 »Horrortrip zur Schönheitsfarm«
[4]Siehe John Sinclair Taschenbuch Nr. 73 020 »In dieser Straße wohnt die Angst«